

## Bibliotheken



**Alles Wissen dieser Welt**  
Warum Bibliotheken nie sterben werden.





PATEK PHILIPPE  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Chronograph Ref. 5960/1A  
[patek.com](http://patek.com)

# Thema: Bibliotheken

## 20 Editorial

### 22 Der Besuch bei der alten Dame

Die Zentralbibliothek Zürich wird hundert und ist kein bisschen verstaubt.

*Reto U. Schneider*

### 40 Hundert Meter Eitelkeit

Der frühere Banker Kinsey Marable richtet Privatbibliotheken ein. *Sigrid Neudecker*

### 44 Der futurologische Prozess

Das Internet Archive in San Francisco will das ganze Wissen der Welt speichern.

*Christoph Drösser*

### 48 Die letzte Mahnung

Über Bücher, die jahrzehntelang nicht zurückgebracht wurden. *Reto U. Schneider*

### 50 Die Schatzinseln

Eine Bildstrecke. *Candida Höfer*

### 60 Stolz und Fehlurteil

Wie ein eifriger Leser einen Bibliothekar ins Verderben stürzte. *Jason Ruiter*

### 64 Bücherhaus, später

Das Internet zwingt Bibliotheken, sich zu verändern. *Claudia Mäder*

### 68 Zimmer ohne Aussicht

Manche Japaner leben in Comics-Bibliotheken. *Felix Lill*

### 72 Unendliche Geschichten

Die Gestrandeten der Bücherwelt. *Peter Haffner*

Titelblatt: Candida Höfer, Stiftsbibliothek St. Gallen.

Die Fotografien der Büchereien stammen aus dem Buch «Bibliotheken» von Candida Höfer, mit einem Essay von Umberto Eco, 272 Seiten, 137 Farbtafeln, Ladenpreis 57 Franken 30.



CANDIDA HÖFER/WG BILD-KUNST, BONN – COURTESY SCHIRMER-MOSEL-VERLAG

Candida Höfer fotografiert die Bücherhorte der Welt, hier etwa die Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Universität Yale, New Haven.

## 50



## Rubriken

### 6 Cheers!

Bier passt nicht zu Politik. *Aleksandra Prica*

### 8 Aus der Warenwelt

Moral zum Runterspülen. *Wolfgang Ullrich*

### 10 Vor Gericht

Auf den Hund gekommen. *Andreas Heller*

### 11 Das Experiment

Rassismus an Bord. *Reto U. Schneider*

### 12 Lieben lernen

Achim und Malte. *Brigitte Kronauer*

### 14 Wer wohnt da?

Einraumwohnung. *Gudrun Sachse*

### 18 Leserbrief

### 19 Impressum

### 74 Folio Folies

*Gerhard Glück*



DANIEL WINKLER



### Verwandte Hefte aus dem NZZ-Folio-Archiv

Das NZZ-Folio ist von jeher bibliophil, wie etwa die Ausgabe «Der Traum vom Buch» verrät (10/2002). Wir haben aber auch schon eine Ausgabe einem einzigen Song gewidmet: «Over the Rainbow» (6/2011) Die Hefte können für 12 Franken (inkl. Versand) nachbestellt oder für 8 Franken im App-Store sowie im Google-Play-Store heruntergeladen werden; unsere Abonnenten finden die Inhalte gratis im Onlinearchiv: [nzzfolio.ch](http://nzzfolio.ch).

Wohnt hier eine Vagabundin? Oder eine Akrobatin?

## 14



**Jody Kidney**

41, besitzt und führt die Bar The Kraken mit ihrem Mann Kirk seit 2014. Jody hat eine Ausbildung als Opernsängerin und Literaturwissenschaftlerin, ihr Mann hat früher Bands vermarktet und in der IT-Branche gearbeitet.

**The Kraken, Chapel Hill**

Die Bar befindet sich am 28/23 Highway 54 W in Chapel Hill im amerikanischen Bundesstaat North Carolina. Sie hat zum Highway hin eine Holzveranda, die als Sommerterrasse dient. Sommer ist es in North Carolina rund 9 Monate im Jahr. Ins «Kraken» geht man vor allem wegen der kostenlosen Konzerte. Das billigste Bier kostet 2,50 Dollar. Neben Bier ist das meistverkaufte Getränk der «Fireball», ein Zimtwhisky für 5 Dollar.

**USA**

Einwohner: 323,1 Millionen  
 BIP pro Kopf: 62 866 Franken  
 Durchschnittsalter: 37,9 Jahre  
 Alkoholkonsum pro Kopf und Jahr (reiner Alkohol): 9,2 Liter  
 Abstinenzlerquote: 12 Prozent  
 Eine der häufigsten Fragen an Google 2016: «Was ist Pokémon Go?»

*Eine Opernsängerin und ein IT-Bandpromoter führen gemeinsam eine Bar. Wie kommt das?*

Mein Mann Kirk und ich wünschten uns schon länger ein kleines Geschäft, das Menschen zusammenbringt. Als wir das «Kraken» von einem Freund übernehmen konnten, haben wir zugegriffen. So ein Neuanfang ist in den USA nichts Ungewöhnliches, wir Amerikaner mögen das. Ich habe nie als Opernsängerin gearbeitet, sondern in verschiedenen anderen Jobs. Aber mein Herz gehört der Musik, ich habe lange in lokalen Bands gesungen. Und Kirk ist gut darin, Musik zu vermarkten.

*Was zeichnet das «Kraken» aus?*

Das «Kraken» ist eine echte Roadhouse-Bar. Obwohl man vielleicht denkt, das sei etwas Ur-Amerikanisches, gibt es gar nicht mehr so viele davon. Das Wichtigste in einem Roadhouse ist Musik. Bei uns treten lokale Bands auf, es wird Americana, Bluegrass, Blues, Metal, Country, Jazz und natürlich Rock gespielt. Während der Basketballsaison übertragen wir ausserdem alle Spiele der Tar Heels, des Teams der Universität Chapel Hill – in diesem Team hat Michael Jordan gespielt. Mein Mann und ich sind grosse Fans, die meisten Gäste ebenfalls.

*Wer sind eure Gäste?*

Unsere Bar existiert seit 1940. Sie ist mehrmals umgetauft worden, aber manche Gäste sind ihr seit Generationen treu. Es sind echte «Locals», einige haben in der Gegend Wurzeln, die bis in den Bürgerkrieg reichen. Da gibt es eine Mrs. Durham, einen Mr. Tripp oder eine Mrs. Butler – und es gibt die Tripp-, die Butler- und die Durham-Street. Die Strassen sind nach den Eltern oder Grosseltern unserer Gäste benannt.

*Hat sich die Stimmung verändert, seit Donald Trump Präsident ist?*

Manche ertränken ihren Frust in Alkohol. Aber ich lasse nicht zu, dass hier politische Diskussionen eskalieren. Kirk ist der Kopf des «Kraken», ich bin der Muskel, wie man auf englisch sagt. Ich Sorge dafür, dass diejenigen, die sich politisch nicht korrekt verhalten, rausgeworfen werden.

*North Carolina hat Trump gewählt.*

Das «Kraken» liegt ziemlich genau auf der Grenze zwischen dem eher ländlichen North Carolina und dem liberalen «Research Triangle». Das ist eine Region, die durch drei grosse Universitäten geprägt wird. Die Mischung unserer Gäste bietet also Zündstoff. Aber Bier und Politik passen grundsätzlich nicht zusammen, und das «Kraken» ist für Bier zuständig. Ich selber bin eine unerschütterliche Liberale, das wissen hier alle. Aber ich will nicht Partei ergreifen, sondern Gemeinschaft und Solidarität fördern.

*Wie macht man das?*

Kirk und ich sind einfach immer hier. Viele Gäste sehen uns als Familie und die Bar als eine Art Zentrum, in das man jederzeit zurückkehren kann. Wir organisieren «Potlucks», gemeinsame Essen, zu denen jeder etwas mitbringt. Wir unterstützen lokale Geschäfte und organisieren viele Spendensammlungen. Ausserdem koordinieren wir «Food Drives», bei denen Nahrungsmittel für bedürftige Menschen in der Region gesammelt werden. Und wir sind an einem Mittagstisch für arme Kinder beteiligt. Essen, Trinken und Musik fördern eine starke Zivilgesellschaft. Und was könnte heutzutage wichtiger sein?

*Interview Aleksandra Prica.*



# Souverän.

Keine andere Luxuslimousine weist den Weg zwischen Stil und Status so souverän wie die neue S-Klasse Limousine. Exklusivität und sinnliche Klarheit offenbaren sich in jedem Detail. Jeder Moment wird zum Luxuserlebnis.

[www.merbagretail.ch](http://www.merbagretail.ch)

**MERBAGRETAIL.CH**  
**MERCEDES-BENZ AUTOMOBIL AG**  
Mein Partner für Mercedes-Benz seit 1912.

Mercedes-Benz  
Das Beste oder nichts.



Mit einem Schluck Limonade die Welt verändern: Was kritischen Konsumenten gefällt, bringt Ökomarken in Gefahr. *Wolfgang Ullrich*

Vor genau zehn Jahren, im Sommer 2007, erlangte ein Softdrink Kultstatus, der bis dahin kaum mehr als ein Geheimtipp war. Auf einmal war überall von Bionade die Rede, und wer auf sich hielt, bestellte sie, sobald sie auf einer Getränkekarte auftauchte, oder stand demonstrativ mit einer Flasche davon auf einer Party oder bei einem Konzert. In jenem Sommer hatte sich Bionade in einer grossen Werbekampagne als «Das offizielle Getränk einer besseren Welt» präsentiert. An Moral und gutes Gewissen zu appellieren war damals noch ziemlich neu, und entsprechend ernst nahmen viele diesen – tatsächlich nicht ironisch gemeinten – Slogan. Die Plakate waren so farbenfroh, als wiederhole Woodstock sich unter ökologischen Vorzeichen. Gerade die linksalternative Szene hatte also endlich eine Marke, mit der sie sich identifizieren konnte. Das Familienunternehmen aus der Provinz war ganz nach dem Geschmack der Gegner von Globalisierung und Kapitalismus.

Die weitere Geschichte von Bionade ist ein Lehrstück darüber, wie riskant es für ein Unternehmen ist, zu sehr auf der «richtigen» Seite zu stehen. Dort wird jede Veränderung des Geschäftsmodells umso kritischer betrachtet. So stiess es vielen unangenehm auf, dass Bionade, von der rasant gestiegenen Nachfrage überfordert, mit der Radeberger Gruppe schon bald einen grösseren Partner beteiligen musste und die Gründer ihre Anteile nach und nach abgaben. 2012 war die Firma in fremden Händen. Auch wenn sich deshalb weder das Produkt noch Art und Ausrichtung der Kampagnen

änderten, hatte Bionade ihre Unschuld verloren. Dass zudem die Preise erhöht wurden, galt erst recht als Zeichen dafür, dass Gier und Renditedenken die Oberhand gewonnen hatten. Der Absatz brach ein.

Doch selbst wenn Eigentümer und Preise gleich geblieben wären, hätte Bionade den Kultstatus kaum wahren können. So traten im Getränkesektor in rascher Folge etliche andere Marken in Erscheinung, die sich von vornherein klarer als ökonomische Underdogs und als Lieferanten guten Gewissens in Szene setzen konnten. Sie

hatten die besseren Geschichten und vermittelten den Konsumenten noch glaubwürdiger das Gefühl, allein mit der Wahl ihres Getränks bereits die Welt zu verändern.

Bionade wurde also auch die Rolle als Pionier des Moralmarketings zum Verhängnis. Ganz generell haben es Marken auf diesem Feld aber schwer, dauerhaft erfolgreich zu sein. Denn die Skepsis ihrer sensibilisierten Kunden ist so gross, dass diese sich selbst misstrauen, sobald sie eine engere Beziehung zu einem Label haben: Verleitet das nicht dazu, nachlässig und zu milde zu werden, ja ist «treu» nicht gleich «doof»? Und gerade wer den Hype um eine ethisch oder ökologisch auftretende Marke zuerst besonders engagiert unterstützt hat, neigt auch am ehesten dazu, sich eines zu naiven Agierens zu verdächtigen – und wechselt bei nächster Gelegenheit das Produkt.

Dazu kommt, dass eine Handlungsweise für viele nur dann moralisch einwandfrei ist, wenn sie authentisch, aus der jeweiligen Situation heraus entstanden ist und daher etwas Individuelles zum Ausdruck bringt. Dass aber selbst für alltägliches Verhalten eine gewisse Originalität verlangt wird, lässt Gewohnheiten des Konsums erst recht fragwürdig werden. Vielmehr verbraucht sich der Moralvorsprung mit jeder Kaufwiederholung. Deshalb gilt: Je erfolgreicher ein Produkt wie Bionade ist und je industrieller daher seine Herstellung und sein Vertrieb organisiert wird, desto schneller und zwangsläufiger geht es mit dem Erfolg zu Ende.



---

# Let's write the future.

Mit Robotern, die Hand in Hand mit uns arbeiten.



Mehr als 300 000 ABB-Roboter sind weltweit im Einsatz. Sie übernehmen vor allem monotone oder gefährliche Tätigkeiten und verbessern die Welt der Arbeit. Mit YuMi, dem weltweit ersten kollaborativen Roboter seiner Art, hat eine neue Ära der Zusammenarbeit von Mensch und Roboter begonnen. Damit eröffnen sich völlig neue Möglichkeiten. [abb.com/future](http://abb.com/future)



## Frau S. und Herr B. fühlen sich rasch überfordert. Wie sollen sie da noch für 5 Kinder, 22 Huskies, 9 Katzen und 1 Boa sorgen? *Andreas Heller*

Ausgerüstet mit zwei Harassen voller Bundesordner und drei Litern Coca-Cola, sind sie vor dem Regionalgericht in Thun erschienen. Einen Anwalt haben sie nicht, Frau S. und Herr B. verteidigen sich selber. «Die Tiere sind mein ein, mein alles», betont die Beschuldigte immer wieder. Nicht weniger eindringlich wirbt ihr ebenfalls beschuldigter Lebenspartner um Verständnis: «Wir wehren uns, weil wir an die Gerechtigkeit glauben.»

Frau S. und Herr B., beide um die vierzig, waren per Strafbefehl wegen Tierquälerei und Verstössen gegen die Tierschutzgesetzgebung, die Tierseuchenverordnung und das Hundegesetz zu happigen Geldstrafen und Bussen verknurrt worden. Gegen 10 000 Franken sollen sie bezahlen, das ist viel Geld für zwei Leute, die gesundheitlich angeschlagen sind, keiner geregelten Arbeit nachgehen und zum grossen Teil von einer IV-Rente und der Sozialhilfe leben.

Die siebenköpfige Patchwork-Familie wohnt mit zahlreichen Tieren in einem Dorf im Berner Oberland. 22 Schlittenhunde, 9 Katzen, eine Boa constrictor waren es im letzten Jahr, dazu Hühner, Ziegen und Schafe. Die Situation in diesem Familienzoo, so der Befund der Staatsanwaltschaft, soll haarsträubend gewesen sein: Die Tiere waren mangelhaft ernährt, zum Teil krank und in viel zu kleinen, verdreckten Gehegen eingesperrt.

Um der Sache auf den Grund zu gehen, hat die Richterin mehrere Zeugen aufgebeten. Der Dorfpolizist, der nach Hinweisen aus der Nachbarschaft einen ersten Augen-



schein genommen hatte, berichtet von einer «starken Überkotung» der Zwinger und «hochgradig abgemagerten» Tieren. Mehrmals will er die Halter ermahnt haben, doch sei bei Nachkontrollen keine Verbesserung feststellbar gewesen. Eine Vertreterin des kantonalen Veterinärdienstes legt dar, dass die Schlittenhunde nicht artgerecht gehalten worden seien – es habe vor allem der Auslauf gefehlt. Immerhin gelang es einzelnen Hunden, gelegentlich auszureissen, was die letzte Zeugin bestätigt: Einer der Huskies soll in ihren Stall eingedrungen sein und sechs Kaninchen getötet haben. Nun fordert sie Schadenersatz.

Die Beschuldigten weisen die Vorwürfe allesamt zurück. «Die Kontrollen haben immer im dümmsten Moment stattgefunden», verteidigt sich Frau S. «Das eine Mal hatte ich einen Hexenschuss und lag im Bett, das andere Mal war eines der Kinder krank.» Im Normalfall hätten sie und ihr Partner die Gehege zweimal täglich geputzt und einmal pro Tag den

Hunden Auslauf gewährt. Allerdings könne man mit Schlittenhunden ja nicht einfach so «Gassi» gehen. «Huskies sind stark und ungestüm. Sie wollen laufen, laufen, laufen.»

Die Verhandlungen ziehen sich durch den ganzen Tag, sind zäh wie ein Berner Züpfeteig. Frau S. verliert sich in Schilderungen aus ihrer Kindheit, wie sie in der Schule gemobbt wurde, wie sie Hilfe bei einem Heiler suchte und von diesem geschwängert wurde. Sie berichtet von ihrer ersten Ehe und von der zweiten, die ebenfalls in die Brüche ging. «Ich konnte es nie gut mit den Menschen. Umso wichtiger sind mir meine Tiere.»

Am Ende der Befragung äussert Frau S. den Wunsch, dass diese und jene Bekannte als weitere Zeuginnen aufgebeten werden sollten, um ihre Angaben zu bestätigen. Die Richterin weist den Antrag ab. Sie möchte die Sache endlich zu einem Ende bringen und ihr Urteil gleich am Anschluss an die Verhandlung bekanntgeben. Doch Frau S. winkt ab: Sie habe wieder Rückenweh und wolle nun nach Hause.

Eine Woche später reist das Paar aus den Bergen erneut nach Thun. Herr B. ist zuversichtlich, glaubt noch immer an die Gerechtigkeit. Doch er wird enttäuscht. Die Richterin spricht die beiden in den meisten Punkten schuldig. Immerhin senkt sie das Strafmass deutlich. Frau S. erhält eine Geldstrafe und eine Busse von insgesamt 2200 Franken, während Herr B. mit einer bedingten Geldstrafe davonkommt. Das Wichtigste aber: Die beiden können ihre Tiere auf Zusehen hin behalten.

1984 ging in der Mojave-Wüste ein Flugzeug in Flammen auf. Die Passagiere: schwarze und weisse Testpuppen. *Reto U. Schneider*

Die Techniker der amerikanischen Luftfahrtbehörde glaubten, an alles gedacht zu haben, als sie die letzten Vorbereitungen für ihr vier Millionen Dollar teures Experiment trafen – sie irrten sich. Am 1. Dezember 1984 sollte zum ersten Mal in der Geschichte der Luftfahrt ein Verkehrsflugzeug eine kontrollierte Bruchlandung erleiden. Mehr als vier Jahre hatte die Vorbereitung gedauert: Die Boeing 720 erhielt eine Fernsteuerung; auf der Landebahn in der Mojave-Wüste wurden spitze Poller einbetoniert, genannt Rhinos, die an definierten Stellen die Flügel aufschlitzten; hundert Videokameras standen bereit, um das Desaster aus allen Perspektiven festzuhalten. Das Problem, das Anfang November plötzlich auftauchte, hatte jedoch nichts mit der Technik zu tun, sondern mit der dunklen Seite der amerikanischen Geschichte.

Der Hauptzweck des Versuchs bestand darin, die Wirksamkeit eines Treibstoffzusatzes zu testen, der den Ausbruch eines Feuers bei einem Absturz unterbinden oder zumindest verzögern sollte. Die Verbindung FM-9 war eine Entwicklung der britischen «Imperial Chemical Industries». Sie verhindere, dass austretender Treibstoff zerstäube und damit leicht zu entflammen sei, waren die Chemiker überzeugt. Versuche mit zwei alten Marineflugzeugen auf einem Düschlitten waren 1981 vielversprechend verlaufen.

Wenn man schon ein Flugzeug opferte, wollte man auch wissen, was mit den Passagieren geschieht. Es war geplant, 75 Testpuppen in die Kabine der Boeing 720 zu setzen und ihre Sitze mit Sensoren



Kontrollierte Bruchlandung: Das Flugzeug, kurz bevor die Flügel aufgeschlitzt werden.

auszurüsten. Die Puppen trafen in zwei getrennten Lieferungen einige Tage versetzt ein. Nachdem die erste Fuhre angekommen war, verteilten die Techniker sie im vorderen Teil der Kabine. Doch als sie die zweite Ladung auspackten, dämmerte ihnen, dass sie ein Problem hatten. Die ersten Puppen waren weiss, die zweiten schwarz. Die Sitzordnung – vorne Weiss, hinten Schwarz – erinnerte an jene in Bussen zur Zeit der Rassentrennung. Weil nicht mehr genug Zeit war, die Puppen einheitlich zu streichen, mussten sie im letzten Moment umgesetzt und neu verkabelt werden.

Der Versuch selbst missglückte weitgehend. Es war vorgesehen, dass das vollgetankte Flugzeug mit einer Sinkgeschwindigkeit von 15 Fuss pro Sekunde aufsetzte. Doch schon bei früheren Tests hatte sich die Maschine nur unpräzise vom Boden aus steuern lassen. Beim entscheidenden Anflug geriet sie ins Taumeln und touchierte mit dem linken Flügel den Boden, worauf sie leicht gedreht aufprallte

und die Rhinos nicht nur die Tanks in den Flügeln aufrissen, sondern sich auch in ein Triebwerk und den Rumpf rammten. Dem spektakulären Feuerball, der sich darauf ausbreitete, wäre höchstens ein Viertel der Passagiere entkommen.

Vielleicht hatte FM-9 seine Funktion dennoch erfüllt. Die Auswertung der Videos zeigte, dass nicht der zerstäubte Treibstoff als erstes Feuer fing, sondern Hydraulikflüssigkeit und Schmierstoffe. Trotzdem entschied die amerikanische Regierung, den Brandhemmer nicht vorzuschreiben. Die Forschung daran kam kurze Zeit später endgültig zum Erliegen.

Das Absturzexperiment hingegen wurde 28 Jahre später wiederholt, nicht von einem Forschungsinstitut, sondern vom Fernsehkanal «Discovery Channel». Die Filmleute liessen 2012 eine Boeing 727 in einer Wüste in Mexiko bruchlanden. Die Piloten sprangen kurz vor dem Aufprall mit Fallschirmen ab. Zurück an Bord blieben bloss 15 Crashtest-Dummies – alle hellbraun.

Mit acht gab es in meinem Leben einen Verehrer und einen Verehrten. Einer hatte bereits etwas von der Liebe verstanden. *Brigitte Kronauer*

«Die sind verliebt», rief man damals hinter mir und einem gewissen Achim her. Man weiss mit acht Jahren noch nicht viel über die Liebe und Anverwandtes, aber dass ich nicht «verliebt» war, darüber gab es für mich keinen Zweifel. Das mochte auf der Seite meines treuen, vielleicht allzu anhänglichen Kameraden ganz anders sein. Er war neben mir, wo ich stand und ging, brachte kleine Geschenke in seinen feuchten, schmutzigen Händen herbei, Süßigkeiten, bunte Federn, und sah mich mit grossen sanften Augen an.

Ich verdiente so viel Zuneigung nicht. Ob er sich in meiner Nähe aufhielt oder nicht, blieb mir strenggenommen gleichgültig, auch wenn ich, um ihn nicht zu kränken, das niemals zu erkennen gegeben hätte. «Verliebt» jedoch musste etwas Grossartiges, höchst Erstrebenswertes sein, etwas, das man sofort erkannte. Nur sagte einem niemand, wie man an ein solches Glück herankam. Der stille Achim, der nichts verlangte für seine Gaben, als mein ständiger Begleiter zu sein, kam als Spender solcher Herrlichkeiten nicht in Frage, da konnte er machen, was er wollte. Mit dem ominösen Gefühl musste es etwas anderes auf sich haben. Hiess es nicht in einem Lied, es würden einem Flügel verliehen?

Es wurde die reine Wahrheit, und zwar als Malte mit dem wunderlichen Namen, ein Jahr älter und aus Hamburg, wo jedermann segelte, zu einem Ferientaufenthalt bei Verwandten in unserer Strasse eintraf. Ich kann mich nicht an sein Aussehen erinnern, wohl aber an seine weissen Söckchen und die erlesen goldbraune Haut ohne



CORINNA STAFFE

Schrammen und Krusten, die bei mir ständig das rechte oder linke Knie heimsuchten. Jetzt brauchte man mir nicht mehr zu sagen, was es mit dem Verliebtsein auf sich hatte und wie man es sich aneignete. Es fiel mir in den Schoß. Es war von einem zum anderen Augenblick da und schaffte jedes andere Interesse beiseite. Von Anfang an versuchte ich, die Begeisterung, die er in mir erweckte, vor ihm und der Welt zu verbergen. Aus einem nicht durchschaubaren Grund war es wichtig, ein Geheimnis daraus zu machen. Mir selbst dagegen sprach ich es umso triumphierender vor. «Ich bin verliebt, ich bin verliebt.» Dazwischen sagte ich immer wieder seinen fremd klingenden Namen. Jetzt konnte ich endlich die Schlagermelodien aus vollem Herzen mitträllern. Ich wusste, wovon die Rede war!

Woran merkte ich das? Nicht allein am Herzklopfen, wenn ich ihn, noch undeutlich, an der Strassenecke wahrnahm, sondern schon vorher, wenn ich auf sein Erscheinen lauerte. Ich merkte es besonders daran, dass seine Anwesenheit die Umgebung in ein erregendes Licht tauchte. Ob er ein Steinchen springen liess oder sich die Nase putzte, ob er sich kurz die Haare kämmte oder ein Liedchen pffif: alles verklärte die Häuserfronten, die Bürgersteige, sogar die Fahrbahn. Das geschah auch, wenn er mit den anderen Jungen plauderte und mich mit keinem Blick beachtete. Die Hauptsache bestand in seiner Gegenwart, die manchmal berauschend wurde, sobald er ein paar Worte mit mir wechselte, obschon ich dann immer husten musste. Er war einen Kopf grösser als ich, und wenn er ihn freundlich

zu mir her neigte, hätte ich am liebsten geweint vor Fassungslosigkeit. Das verbarg ich aber, denn ich wusste aus dem Umgang mit Achim, dass man seine Empfindungen nicht zu sehr verraten darf.

Sonst aber hatte ich meinen Vasallen vergessen. Und doch: Wenn irgendjemand mein glühendes Verliebtsein witterte, dann war er es. Er beschwerte sich nicht über meine Missachtung und Treulosigkeit. Er sah nur mit traurigen Augen zu, bereit, mir in jeder Notlage beizustehen. In seinem Schmerz versuchte er es sogar mit einem Heiratsantrag. Immerhin lachte ich ihn nicht aus.

Die Notlage, in die ich geriet, konnte er nicht ändern. Niemand wäre dazu fähig gewesen, denn sie gehörte offenbar zu meinem Zustand. So schön die Welt war, zum Jauchzen schön, sobald Malte erschien, so grausam erlosch sie, wenn er fehlte und nicht wenigstens irgendwann um die Ecke bog. Alles verlor seinen Glanz, kein Lieblingsplatz, kein Lieblingsspiel konnte mich freuen. Der Entzug war kaum zu ertragen für mein ja noch sehr junges und entsprechend wehrloses Herz. Wie jubelte ich insgeheim, wenn er sich am Ende, meine Sucht stillend, doch noch zeigte. Wie dann die Welt plötzlich funkelte! Und wie trostlos ging sie unter, wenn nach dem Hoffen und Bangen, viele Stunden lang, der Tag vorbei war ohne ihn!

Die zweite unerlässliche Pein war die Eifersucht. Man ist erst acht Jahre alt, und könnte man es nicht an einigen Ereignissen nachprüfen, würde man es von heute aus kaum glauben. Es gab ein hübsches Mädchen in meinem Alter mit schwarzen Zöpfen und schneeweissen Zähnen. Sie lachte Malte an, und er lachte zurück. Ihre Gesellschaft bereitete ihm Vergnügen. Sie hielt sich mit Gunstbezeugungen nicht zurück, dosierte sie aber schlau. Weder meine Angst noch mein Hass betrafen sie. Sie nahm beides vermutlich gar nicht wahr. Ich sah

die beiden oft zusammen, und mich befiel eine grosse Mutlosigkeit. War Malte denn nicht allein auf der Welt für mich bestimmt? Trotzdem stellte mein Kummer, das sah ich ein, einen unvermeidlichen Teil meines Glücks dar. Es gibt keine Liebe ohne Schmerz, wusste ich später. Viel besser war die Qual, ihn mit dem bösen Mädchen zu sehen als überhaupt nicht.

Noch viel grösser wurden meine Leiden, als Malte gegen Ende der Ferien wieder in den Norden fuhr. Der gute Achim wartete, um mich zu trösten und weil er seine Chance kommen sah, mit einem neuen Heiratsantrag auf, den ich wieder höflich ablehnen musste. Im darauffolgenden Jahr kehrte Malte zurück. Ich sah ihn einige Male und begriff nicht, was mich zwölf Monate davor in solch schmerzliche Euphorie versetzt hatte. Unglaublich: Die Welt veränderte sich nicht durch ihn! Er hatte seine Macht verloren.

Das war für mein zartes Alter bereits eine umfangreiche Lehre, die sich im Laufe meines Lebens oft bestätigte: Wünschen wir uns nicht, wenn wir mit einer im Grunde kindlichen Sehnsuchtsanwendung sagen: «Ich möchte mich noch einmal verlieben», diesen betörenden Schimmer auf unserem Leben? Und gar nicht in erster Linie den – allerdings unbedingt notwendigen – Menschen, der kurzfristig solche Zauberkräfte entfaltet?

Weit entfernt war ich noch von der wirklichen Liebe. Dabei ist es erst sie, die nicht eine Stimmung, vielmehr zentral die eigentliche Person meint und ihr geradewegs ins Angesicht schaut, inständig, unbeirrt von den Feuern und Störfeuern drumherum. Der kleine Achim hatte schon mehr davon verstanden als ich.

---

*Brigitte Kronauer wurde 1940 in Essen geboren; die Schriftstellerin lebt in Hamburg. Zuletzt ist von ihr «Der Scheik von Aachen» bei Klett-Cotta erschienen.*

**Landesmuseum Zürich. SCHWEIZERISCHES NATIONALMUSEUM. MUSÉE NATIONAL SUISSE. MUSEO NAZIONALE SVIZZERO. MUSEUM NAZIONALE SVIZZER.**

# Helle Räume für helle Köpfe.

Die Bibliothek im Landesmuseum Zürich mit Schwerpunkt Kulturgeschichte, Geschichte und Kunstgeschichte bietet attraktive Lese- und Arbeitsplätze sowie Scan- und Kopiermöglichkeiten. Und dies mitten im Platzspitzpark mit Blick auf die Limmat. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

Öffnungszeiten Bibliothek  
Di-Fr 10.00 - 17.00 Uhr  
Do 10.00 - 19.00 Uhr  
An Feiertagen geschlossen

Landesmuseum Zürich  
Museumstrasse 2  
8001 Zürich  
[www.landmuseum.ch](http://www.landmuseum.ch)  
[bibliothek@snm.admin.ch](mailto:bibliothek@snm.admin.ch)

Eine Vagabundin? Eine moderne Akrobatin?  
Wen eine Psychologin und ein Innenarchitekt  
anhand der Bilder in diesen Räumen vermuten.

### Die Psychologin

Hier führt jemand eine Art Kajütenleben, nicht auf dem Wasser, sondern mit Ausblick ins Grüne. In diesem Wohn-Kokon hat auf engem Raum alles Platz, es herrscht eine ausgeklügelte, persönliche Ordnung. Trotzdem wirkt diese «Einraumwohnung» (vermutlich ein Wohnwagen) luftig und geräumig, beengt fühlt man sich hier nicht. Der Tisch schwebt, die Decke spannt sich wie ein holzweisses Himmelsgewölbe über den Raum, Verpflegungsstation, Zahnputz- und Schminkequ coastment, Garderobe mit Jacken und Taschen – alles ist multifunktional in einer Ecke verstaut.

In diesem Daheim lebt ein modernes und unkonventionelles Gemüt, ein Freigeist mit Experimentierfreude. Das viele Holz, die Schlafstatt schlicht in Weiss, die Bewohnerin mag es gesund und naturverbunden, «Öko» ist für sie kein Fremdwort. Eine tatkräftige Frau, die selber zur Axt greift zum Holzspalten. Verpflegung kommt aus der Bio-Ecke, rotbackige Äpfel, Tomaten und Zitronen, ein frugaler



Die Psychologin: «Tatkräftige Frau.»



Der Innenarchitekt: «Der Raum ist ein einziges Möbel.»

Gaumen- und farbenfroher Augenschmaus.

Die bunten Taschen, Jeansjacke und Schal lassen eine Frau vermuten, aber vielleicht spielt sie als Akrobatin, Schauspielerin oder Clownin mit verschiedenen Rollen? Ob Frau oder Mann ist eigentlich nicht so wichtig, eine Weltenbummlerin und Vagabundin ist sie, jung, offen und experimentierfreudig im Geist und Sein. Sie tanzt, singt oder spielt auf den Brettern der Welt.

Plakate und diverse Fotos sind wie persönliche Statements da und dort liebevoll placiert, der Zeitschriftenhalter mit Papieren und Mäppchen ist ihr privates Hängebüro, sie möchte sich in ihrer mobilen Wohnung auch daheim fühlen.

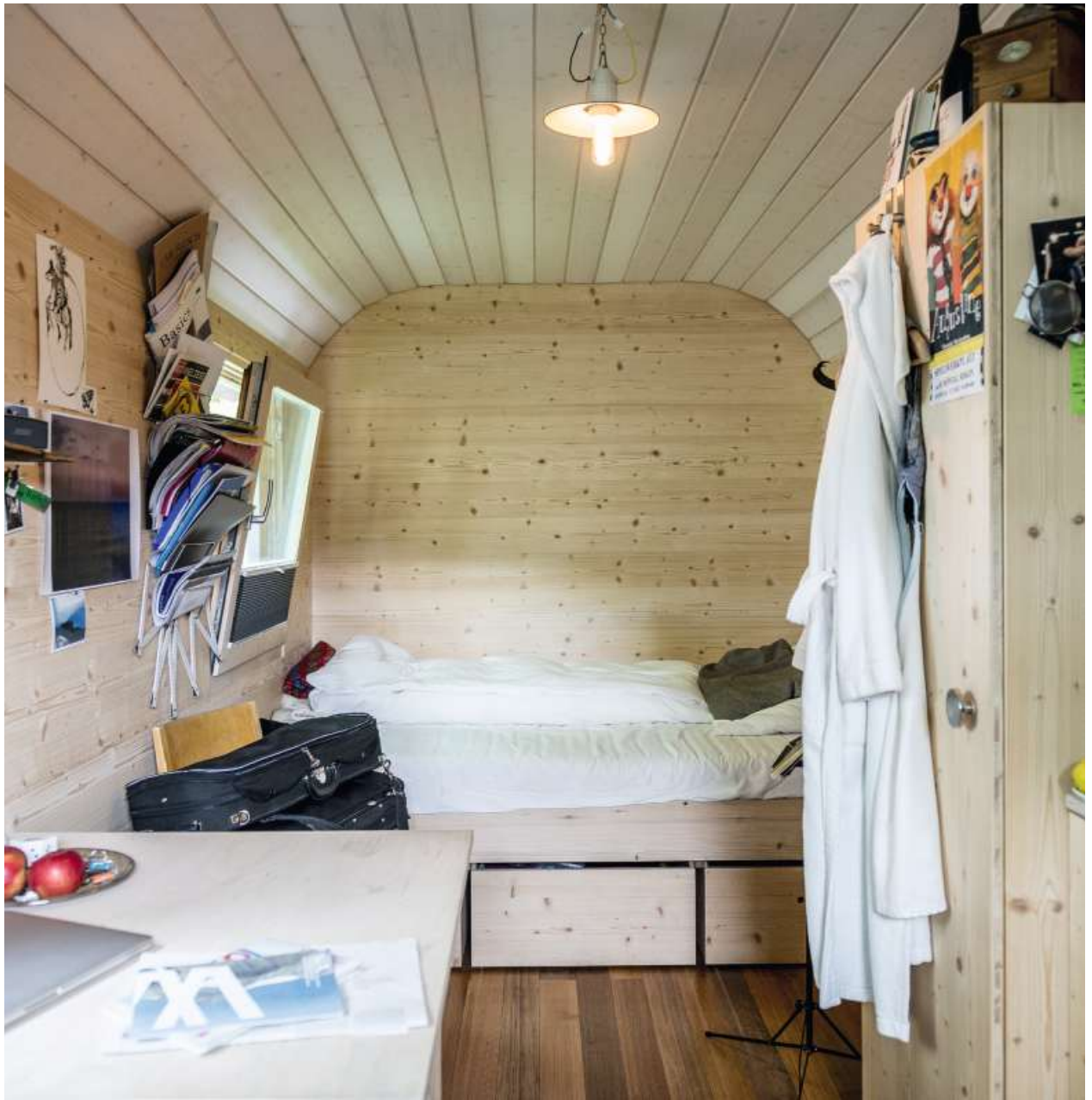
Den hippen Seesack schultert sie vielleicht bepackt mit ihrem Bühnenoutfit, bricht auf zum nächsten Auftritt, in die nächste Stadt, ins nächste Land, den Koffer

griff- und reisebereit neben dem Bett, dank dem Laptop verbunden mit überall – wo auch immer, sie kann sehr gut auf eigenen Füßen stehen! *Ingrid Feigl*

### Der Innenarchitekt

Der Karabiner, der locker an der Armatur hängt, und die elegant geformten Hörner einer Gemse über dem Bett erinnern an garstiges Gestein, das senkrecht in den Himmel ragt. In diesem Raum kommt Stein nicht vor. Die Berge sind nur eine Projektion und ein steter Traum. Hier drinnen dominiert Holz.

Einen solchen Wagen hätte man früher mit skandinavischem Fasztafer Streifen um Streifen zugena gelt. Heute macht man das mit Tannendreischichtplatte. Aus geometrischen Gründen hat es bei der Decke dann aber doch noch für Täferriemen gereicht. Ansonsten



Viel Holz, der Bettbezug in reinem Weiss und alles zum Leben griffbereit.

decken dünne Massivholzlagen, die in drei Schichten verleimt sind. Die Platte gibt's in grossen Formaten, mit ihr lässt es sich bequem zimmern.

Dieser Raum ist ein einziges Möbel. Der kleine Tisch, Küche und Bett wirken modellhaft, weil sie aus demselben Material geformt sind wie die Wände. Die Möbel entstanden fast beiläufig aus dem Zuviel an Material. Die Wände sind dünn. Membranen gleich sind sie auf Tuchfühlung mit der

Aussenwelt. Die Hohlkehle der Decke kündigt das Unendliche des Himmels an. So sieht Freiheit aus.

Die Bewohnerin scheint verstanden zu haben, was der wahre Luxus im Leben ist. Vermutlich hat sie dies alles selbst gebaut, dennoch ist ihr Leben die Musik. Einmal laut und heftig, ein anderes Mal ruhig, bedacht und komplex. Sie musiziert in einem Orchester. Nicht in einem Zelt. Die junge Frau wohnt alleine hier drin. Ab und zu kommt das Schätzlein vorbei.

Dauernd hier zu zweit zu leben wäre etwas eng. Die Enge hat gleichzeitig den Charme einer wohligen Höhle. Diese hat zwar Räder, aber sie bewegt sich kaum mehr.

Zwei Achsen unter dem Haus zu haben ist ja alleine schon ein grosses Versprechen. Alles ist klein, aber zum Üben und Leben genügt es. *Jörg Boner*

---

*Auflösung auf der nächsten Seite.*

## Claudia Kienzler, Violinistin

«Welchen Stellplatz mein Wagen bekommt, spielt für mich keine Rolle. Wir machen jedes Jahr eine Wagenburg, ein kleines Dörfchen, möglichst eng beieinander, damit wir Passanten keine Einladung zum Spaziergang durch unsere Siedlung bieten. Ich blicke direkt zur Rigi. Perfekt.

Den Wagen brachte ich mit meinem Traktor selbst her. Der Traktor steht hinten auf dem Parkplatz. Als ich die Zusage für die Anstellung beim Broadway Variété bekam, machte ich mich auf die Suche nach einem Bauwagen. Ein Bauunternehmer aus St. Gallen meldete sich, ich könne ihn abholen kommen, sonst verschrotte er ihn. Ich stamme aus einer Schreinerfamilie, wuchs in Holz auf. Für mich war klar, dass ich den Wagen selbst ausbauen würde, und das, obwohl ich früher einen Unfall mit der Hobelmaschine hatte. Nach dem Gymi baute ich einen VW-Bus um und schnitt mir dabei einen Teil meines linken Zeigefingers ab. Für eine Violinistin nicht ideal. Ich begann ein Studium in Sozialpolitik, da ich nicht gedacht hätte, je wieder spielen zu können. Bei einer Jam-session an der Uni merkte ich, dass es noch möglich war, und ging zurück ans Konservatorium.

Ich war vier Jahre alt, als ich Geige zu spielen begann. Es hat mir meistens Spass gemacht, und Talent hatte ich wohl auch. Wenn man es als Kind gerne macht und etwas zurückkommt, motiviert das. Mit elf wurde ich am Konservatorium aufgenommen.

Ich bin im dritten Jahr in der Show mit dabei. Das Fahrende faszinierte mich immer schon. Nebenbei habe ich auch noch eine Wohnungshälfte in Luzern. Mit der Show ist man sieben Monate auf Tour, in der kalten Jahreszeit führe ich wieder mein 'anderes' Leben mit Studenten an der Mu-



Claudia Kienzler, 36: «Der Traktor steht hinten auf dem Parkplatz.»

sikhochschule, eigenen Ensembles, Orchester und vielem, was so anfällt. Im Winter bilde ich auch noch Skilehrer und -leiter aus. Ich habe früher selbst Skirennsport betrieben.

Viele Interessen zu haben ist Segen, aber auch Dilemma, da ich mich oft mit der Oberfläche von Themen zufriedengeben muss. Ich wäre gerne auch Ingenieurin; ein Studium kann ja noch kommen.

Der Ausbau meines Wagens dauerte zwei Monate. Zum Schluss war es stressig, damit er für die Tour fertig wurde. WC, Dusche und Waschmaschine sind draussen, in anderen Wagen. Die teile ich mit meinen Kollegen.


Als tägliches Ämtchen hier habe ich mir das Putzen der Ensembleküche gesichert, da bin ich zeitlich am flexibelsten. Andere wischen das Theater oder decken die Tische für die Show am Abend auf. Sie beginnt um sieben und dauert dreieinhalb Stunden. So lange Konzerte gebe ich sonst fast nie. Ausserdem passiert viel, man fährt Rollschuh, hebt schwere Sachen, dann wieder ein Solo, eine Begleitung, diese schnellen Wechsel sind

echt anspruchsvoll. Ich komme optisch sicher harmloser daher, und jünger – aber ich bin eindeutig eine Rampensau. Auf der Bühne geht's um den Output. Da gibt man alles.

Gegen Mitternacht schminken wir uns ab, essen gemeinsam und räumen auf. Manchmal bleiben wir anschliessend noch sitzen, manchmal gehe ich schon um halb zwei ins Bett.

Den kommenden Tag lasse ich gerne gemütlich anlaufen. Ich mache mir im Wagen ein Muesli und einen Kaffee. Morgens ist der Kopf noch leer, die Energie voll da, dann übt es sich am besten. Wenn ich die Fenster schliesse, hört mich draussen niemand. Meine Geige und meine Bratsche stehen mir sehr nahe, sie sind etwas vom Treuesten und Ehrlichsten in meinem Leben. Sie liegen nachts nahe an meinem Bett. Vor allem, weil es im Wagen nicht genug Platz gibt, sie irgendwo anders hinzustellen.»

*Aufgezeichnet von Gudrun Sachse.  
Fotos Daniel Winkler.*

A photograph of a group of people on a train. In the foreground, an elderly woman with white hair is sitting and reading a red book. A young man in a denim jacket and scarf is sitting next to her, looking at the book. Behind them, a woman with short blonde hair is also looking towards the book. In the background, an older man in a dark suit is standing and looking down. The train interior has large windows and yellow handrails.

Damit Ihre Neugierde gestillt  
wird: Wir unterstützen  
gute Literatur.

kaufleuten  
Literatur

Literaturhaus  
Museums-gesellschaft

Mehr unter [zkb.ch/sponsoring](https://zkb.ch/sponsoring)

Mit einer Karte der Zürcher Kantonalbank erhalten Sie eine Reduktion von 10.– CHF für «Kaufleuten Literatur»- und 6.– CHF für «Literaturhaus»-Veranstaltungen.

Die nahe Bank




Zürcher  
Kantonalbank

# Die Reportage ist die Kunst, der Wirklichkeit eine spannende Erzählung zu entlocken.



Die besten Reportagen, das sind Glanzstücke aus der Königsdisziplin des Journalismus: von Margrit Sprecher, Erwin Koch, Peter Haffner, Constantin Seibt und vielen anderen. Ausgewählt zum Jubiläum der Zeitschriften *Reportagen* und *NZZ Folio* von ihren Chefredaktoren. Es sind Texte über die brennenden Themen des Landes. Texte, die überdauern – denn sie produzieren starke Bilder von der Zeit, in der wir leben.

Hrsg. von Daniel Puntas Bernet und Daniel Weber  
272 Seiten. Gebunden.

Jetzt bestellen:  [shop.nzz.ch](http://shop.nzz.ch)

## NZZ SHOP

## Leserbriefe

### «Grosse Freude»

*Cannabis 7/2017*

Das Folio über Marihuana war substantiell. Für mich etwas wehmütig zu lesen, da mein eher leichtes, doch störendes Tourettesyndrom in den 1960er Jahren mit Psychotherapie behandelt wurde – teuer und nutzlos, aber interessant –, statt mit einem Cannabismedikament. Gebracht hat es mir ausser einer misslungenen Schul- und Berufskarriere immerhin beste Werte im Hundertmeterlauf durch eine für dieses Symptombild eben auch typische, extrem gute Reaktion. Andere allerdings werden Chirurg und Pilot, wie es der Psychiater Oliver Sacks in seinen Büchern schildert, oder Kulturminister wie André Malraux. Eine weitere mögliche Ausprägung des ja erblichen und vielfältigen Tourettesyndroms, eine Art Zähltick, schildert der selber davon betroffene David Sedaris in seinem Roman «Nackt». Er kommt aus der Schule nach Hause, erzählt, dass seine neue Lehrerin Sommersprossen habe, und seine Mutter fragt darauf nur: Wie viele?

In einer Erzählung von Bernd Cailloux habe ich das Diktum von Gilles Deleuze aufgeschnappt, dass die Droge in jedem Fall die Wahrnehmung verändert hat – sogar für diejenigen, die keine Drogen nehmen. Kürzlich ist ein kleines Bändchen von Cailloux erschienen mit dem träumerischen Titel «Surabaya Gold». Es sind Haschischgeschichten. In einer Nachbemerkung befürchtet er durch die Freigabe bürokratische Hürden: Anträge müssten gestellt, Drogenreifenachweise und Führungszeugnisse vorgelegt werden, um in einer speziell ausgewählten Apotheke von einem womöglich streng blickenden Herrn im weissen Kittel fünf Gramm Marihuana zu erhalten. Das Büchlein endet mit einer

Tagebuchnotiz von Ernst Jünger, der ja auch Autor des Buches «Drogen und Rausch» ist: «Soeben schickte Frau M. eine selbstgedrehte Haschischzigarette per Post. Grosse Freude. Wird heute abend geraucht.»

*Uwe-Jens Has, Berlin*

### Nicht ausreichend

*Cannabis 7/2017*

Seit Jahrzehnten lese ich die NZZ und das Folio seit Beginn. Meistens ist es gut bis sehr gut, doch diesmal ist es nicht ausreichend. Ich bedauere zutiefst, dass die Artikel über Marihuana/Cannabis sehr einseitig sind. Es ist keine Warnung enthalten über die Menschen, die eine Cannabiskonsum-Störung entwickeln. Das ist heute allgemein bekannt, und ich kenne persönlich eine Kifferperson, die Stimmen hört, unter Verfolgungswahn usw. leidet. Je nach Alter werden 9 bis 17 Prozent der Konsumenten abhängig. Sehr viele Cannabiskonsumanten werden passiv und fallen der Allgemeinheit zur Last. Die Artikel im NZZ-Folio zeigen nicht den letzten Stand der Forschung.

*Alfred Heinrich, Meggen LU*

### Tolle Bilder

*Cannabis 7/2017*

Tolle Bilder, wunderbar gesetzt im NZZ-Folio zum Thema Cannabis! *Michael Guggenheimer, per E-Mail*

### Schwesterpflanze Hopfen

*Cannabis 7/2017*

Sie haben die NZZ-Folio-Ausgabe vom Juli dem Hanf – Cannabis – gewidmet. Ich fände es in diesem Zusammenhang interessant, der Schwesterpflanze des Cannabis (Hanf), dem *Humulus lupulus* (Hopfen), ebenfalls eine Ausgabe zu widmen. Denn der Hopfen ist, als essentieller Bier-Inhaltsstoff, aus unserer Trinkkultur nicht mehr wegzudenken. Beide Pflanzen

gehören der Gattung der Cannabaceae an und sind biochemisch ziemlich ähnlich; man kann sie auch untereinander kreuzen. Hopfen hat ebenfalls eine nachhaltig euphorisierende Wirkung, wenn man seine Stengel raucht – die sogenannten Nielen. Die fürs Bier verwendeten wässrigen Extrakte haben es ebenfalls in sich, ihre Wirkung ist jedoch flüchtig. Auch Cannabis wird, in Form wässriger Extrakte, fürs Bierbrauen verwendet.  
*Edgar Müller, Lausanne*

### Erfrischend

*Aus der Warenwelt 7/2017*  
Sehr spannender Artikel! Handyhüllen als Modeaccessoires zu sehen – erfrischend, davon zu lesen.  
*Adrian Wüthrich, Bern*

### Zu viel relativiert

*Das Experiment 7/2017*  
Interessant dieses Experiment, bei dem es um die Selbstlosigkeit von Armen und Reichen geht. Aber am Schluss hat der Forscher so viele relativierende Faktoren eingebaut, dass das Experiment eigentlich nichts mehr aussagt.  
*S. Graber, per E-Mail*

### Trefflich und treffend

*Wer wohnt da?*  
Auch wenn ich mich noch nicht ganz an das neue Format gewöhnt habe, so tut dies der Freude über jede neue Folio-Ausgabe keinen Abbruch. Journalismus auf der höchsten Stufe. Ganz besonders angetan hat es mir jeweils die Rubrik «Wer wohnt da?». Ich finde es faszinierend, wie trefflich und treffend die Psychologin und der Innenarchitekt die jeweiligen Bewohner «sezieren» und «qualifizieren» – und Eigenschaften aufdecken, die die Betroffenen von sich selber wohl kaum kennen.  
*Walter Leu, Unterstammheim ZH*

## Impressum

### Redaktion

Daniel Weber (Leitung), Reto U. Schneider (Stv.), Andreas Heller, Gudrun Sachse, Barbara Klingbacher, Claudia Mäder, Doris Mortellaro (Sekretariat)

### Gestaltung

Daniela Salm (Produktion), Aurel Peyer (Art Direction), Lea Truffer (Bildredaktion), Eleni Bolovinos, Marianne Birchler (Layout), Urs Remund (Korrektur)

### Externe Rubrikenautoren

Aleksandra Prica, Germanistin, Chapel Hill NC  
Wolfgang Ullrich, Kulturwissenschaftler, Leipzig

### Adresse Redaktion und Verlag

NZZ-Folio, Falkenstrasse 11  
Postfach, CH-8021 Zürich  
Tel. +41 44 258 1111  
folioreaktion@nzz.ch; folio.nzz.ch

### Leitung Magazine

Felix E. Müller, Nicole Althaus (Stv.)

### Creative Direction

Simon Esterson, Holly Catford

### Anzeigenverkauf

NZZ Media Solutions AG,  
Seehofstr. 16, 8021 Zürich,  
Telefon +41 44 258 16 98, Fax +41 44 258 13 70,  
insetrate@nzz.ch; nzzmediasolutions.ch  
Westschweiz: Yves Gummy, Tel. +41 21 317 88 08  
Verbretete Auflage: 98 951 Ex. (Wemf 2016)

### Leserservice

Tel. +41 44 258 10 00, Fax +41 44 258 18 39  
leserservice@nzz.ch; nzz.ch/leserservice

### Jahresabonnements (inkl. MWSt)

NZZ-Folio wird der Inlandauflage der «Neuen Zürcher Zeitung» beigelegt. Den Auslandabonnenten der NZZ wird es separat zugestellt.  
NZZ-Folio (inkl. digitale Ausgabe): 94 Fr. (Schweiz), 68 € (Deutschland und Österreich), 105 Fr. (übriges Ausland)  
Studenten: 40 Prozent Rabatt auf Abopreise.  
NZZ-Folio erscheint seit 1991.

### Einzelheftbestellung (inkl. MWSt und Porto)

Hefte Feb.-Nov.: 12 Fr. (Schweiz) / 12 € (Ausland)  
Doppelnummer Dez./Jan. 19 Fr. / 19 €  
Bestellen: folio.nzz.ch/archiv

### Einzelheft-Download (inkl. MWSt)

Hefte Feb.-Nov.: 8 Fr. (Schweiz) / 7,99 € (Ausland)  
Doppelnummer Dez./Jan. 15 Fr. / 14,99 €  
Im App-Store und im Google-Play-Store.

### Litho und Druck

St. Galler Tagblatt AG, Swissprinters AG

### NZZ-Mediengruppe

Jörg Schnyder (CEO ad interim)

© Verlag NZZ Folio, 2017 (ISSN 1420-5262).  
Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwendung der redaktionellen Texte (besonders ihre Vielfältigkeit, Verbreitung, Speicherung und Bearbeitung) bedarf der schriftlichen Zustimmung durch die Redaktion. Ferner ist diese berechtigt, veröffentlichte Beiträge in eigenen gedruckten und elektronischen Produkten zu verwenden oder eine Nutzung Dritten zu gestatten.

# Ihre Spende macht Marlènes Leben leichter.



 **cerebral**

Helfen verbindet

Schweizerische Stiftung für  
das cerebral gelähmte Kind  
[www.cerebral.ch](http://www.cerebral.ch)

Wir danken dem Verlag für die freundliche  
Unterstützung dieses Inserates.



**Spendenkonto: 80-48-4**



R.R. Annals  
R.R. Cook-Books

R.R. Annals  
R.R. Cook-Books

R.R. Annals  
R.R. Cook-Books

Spanish →

R.R. Annals  
R.R. Cook-Books  
←

R.R. Annals  
R.R. Cook-Books  
←

# Unentbehrlich

Über Jahrhunderte galten sie als Kathedralen des Wissens. Doch welche Berechtigung haben die Bibliotheken in einer Zeit, in der die Gutenbergbibel blitzschnell auf jedem Bildschirm erscheint – farbig, hochauflösend und gratis? Und wozu in eine Bücherei gehen, wenn in ihren Regalen weniger Bücher Platz finden als im eigenen Handy? In diesem Heft zeigen wir, wie Bibliotheken sich an die veränderten Gegebenheiten anpassen, welche neuen Aufgaben sie übernehmen, warum es sie in Zukunft noch braucht. Und wir blicken hinter die Kulissen der Zentralbibliothek Zürich, die in diesem Jahr ihren hundertsten Geburtstag feiert. Die Geschichte über die Institution entstand mit Unterstützung der ZB.

Bücherleichen, ein Colt im Tresor und warum nicht das Lesen uns zu Menschen macht, sondern das Umblättern: Die Zentralbibliothek Zürich wird hundert Jahre alt.

2017

A

12478

# Besuch bei der alten Dame

2017

A

12476

2017

A

12483

*Text Reto U. Schneider*  
*Fotos Anne Gabriel-Fürgens*

2017

A

12479

2017

A

12477

Es gibt Tage in der Zentralbibliothek Zürich, die beginnen mit einem Wettlauf. Morgens kurz vor acht drängeln sich die Teilnehmer vor dem Eingang. Wenn der Hausdienst die Türen öffnet, lassen sie im Vorraum ihre Taschen, die sie nicht in den Lesesaal mitbringen dürfen, fallen und rennen die Treppe hoch, um sich ihr Lieblingspult zu reservieren. Die beliebtesten unter den 830 Arbeitsplätzen sind schnell vergeben. Es sind jene in den oberen Etagen am Fenster und weit weg vom Haupteingang. Die geschäftige Ruhe der Bibliothek in Nachbarschaft der Strassencafés am Zähringerplatz verströmt die ideale Atmosphäre, um sich auf Prüfungen vorzubereiten.

Etwas mehr als die Hälfte der Bibliotheksbenutzer sind Studentinnen und Studenten, den Rest bilden Dozentinnen, Maturanden und andere Berufstätige zu ungefähr gleichen Teilen. Aus rätselhaften Gründen verirren sich manchmal auch chinesische Touristen in die Gebäude am Predigerplatz in der Zürcher Altstadt. Hinter dem Infoschalter beim Eingang wartet Claudius Lüthi auf sie. Entgegen dem gängigen Vorurteil, dass Bibliothekar ein trockener Beruf sei, erweist sich seine Arbeit als unerschöpfliches Reservoir an Anekdoten. Da war der Mann, der sich eine Gasmaske anzog, weil er die Luft im Lesesaal schlecht fand, und jener, dem so heiss war, dass er eines Tages in nichts als Turnhosen dasass. Lüthi wurde auch schon Zeuge, wie ein Bibliotheksbesuch unerwartet Raserei entfesselte: Eine junge Frau kam abends zu spät, um ein Buch abzuholen. Sie legte sich vor der Treppe zum Büchermagazin auf den Boden und quengelte, bis sie es bekam. Bei Studenten im Prüfungsstress liegen die Nerven manchmal blank. Kürzlich musste Lüthi einen tränenreichen Streit um einen Pultplatz schlichten.

«Im Umgang mit den Benutzern brauchen wir zwei Paar Handschuhe: die einen aus Samt, die anderen aus Gummi», sagt Lüthi. Jene aus Gummi hat er angezogen, als er ein Objekt untersuchen musste, das jemand im Zettelkatalog hinterlassen hatte. Bei der Autorenkarte von Adolf Hitler lag eine braune Wurst, die verdächtig wie Kot aussah. Lüthi stellte bei seiner Spurensicherung allerdings fest, dass es sich um eine präparierte Feige handelte. Heute könnte das nicht mehr passieren, das Suchfeld am Computerbildschirm hat die 8316 Schubladen des Zettelkatalogs abgelöst.

Die Beschaffungspolitik der Zentralbibliothek ist weltanschaulich neutral. Weil sie keine Kriegsverluste zu beklagen hatte und keine Säuberungswellen erlitt, verfügt sie heute über einen ansehnlichen Bestand kontroverser politischer Literatur aller Couleur. Unter der Signatur «Revol» etwa finden sich 3353 Revolutionsschriften aus der linken Ecke. Während des Zweiten Weltkriegs klagten Benutzer, die Bibliothek händigte ihnen diese Literatur nicht aus. Es roch nach Zensur. Auch heute werden heikle Bücher wie die Originalausgabe von Hitlers «Mein Kampf» nur auf Bestellung herausgegeben. Doch das geschieht nicht

aus Angst, die Benutzer könnten sich radikalisieren, sondern aus Furcht, die Wut auf den Autor könnte das Buch treffen. So hatte zum Beispiel jemand im Brockhaus die Darstellung des Teufels ausgeschnitten. Seltsamerweise war der Teufel einige Wochen später wieder eingeklebt worden. Ob den Vandalen das schlechte Gewissen gepackt hatte und wofür er das Bild wohl gebraucht haben mag, sind Fragen, die Lüthi bis heute umtreiben.

Angesichts der halben Million Menschen, die die ZB pro Jahr besuchen, geht es hier normalerweise sehr gesittet zu. Wenn in der Altstadt der Strom ausfällt, was in den letzten Jahren mehrmals vorkam, setzen sich die Leute in den Kellermagazinen unter die Notlichtlampen und beginnen zu lesen. Die Zentralbibliothek steht im Ruf, ein hervorragender Ort zu sein, um einen Partner kennenzulernen. Die grosse Treppe im Lesesaal heisst nicht umsonst Laufsteg im Jargon. Zumindest in einem Fall war die ZB nachweislich Eheanbahnungsinstitut. Kürzlich meldete sich ein junger Mann bei Claudius Lüthi und fragte, ob er die Bilder für seine Hochzeitseinladung auf der Treppe schiessen dürfe. Das Paar hatte sich in der ZB kennengelernt. Der Bitte wurde ausnahmsweise stattgegeben.

Aus den Benutzern der ZB sind längst Kunden geworden, deren Wünsche erhört werden. Ausser in den Sommermonaten hat die ZB seit September 2014 auch am Sonntag geöffnet, und das Ausleihlimit wurde kürzlich auf hundert Bücher erhöht. Doch nicht immer war der Kunde König. In den 1930er Jahren brauchte eine Spezialbewilligung, wer mehr als zehn Bücher ausleihen wollte, und in den 1960er Jahren kam es vor, dass bei ganz normalen belletristischen Werken vermerkt war: «Benutzung nur für wissenschaftliche Zwecke.» Die Befürchtung war, dass die Bücher durch das Lesen Schaden nehmen könnten. Wer die Zentralbibliothek betrat, war kein Benutzer, sondern ein Abnutzer. «Das war in einer Zeit, als der Bibliothekskunde noch als Störenfried galt», sagt Beat Wartmann, der seit 1977 für die ZB arbeitet.

Die zentrale Lage der Bibliothek in der Zürcher Altstadt hatte immer auch Leute angelockt, deren Interesse nicht den Büchern galt. In den 1980er Jahren etwa konnte man beobachten, wie seltsame Gestalten im Freihandmagazin verschwanden und nach kurzer Zeit ohne Buch wieder auftauchten. Offenbar diente die ZB damals als Drogenumschlagplatz. Doch Lüthi vermutet, dass das Verfahren, den Stoff bei einer bestimmten Buchsignatur zu verstecken, intellektuell zu anspruchsvoll war. Jedenfalls zogen die Bibliotheksdealer bald weiter.

Für Verwirrung sorgt hin und wieder die Tatsache, dass ein Teil der Bibliothek – die Musikabteilung – im ehemaligen Chor der Predigerkirche neben dem Hauptgebäude untergebracht ist, während das Kirchenschiff weiterhin als Gotteshaus dient. Lüthi nimmt an, dass ein chinesischer Reiseführer das durch-

# Wenn hier je ein Krimi spielen sollte, wird das Opfer garantiert zwischen zwei Regalen erdrückt.

einandergebracht hat. Immer wieder tauchen Touristen aus China im Lesesaal auf, blicken anerkennend umher und flüstern: «Beautiful church.» Umgekehrt hat er in der Predigerkirche schon Chinesen gesehen, die die Gesangbücher für den Gottesdienst bestaunen: «Ah, library!»

## Schatzsuche

Der Grund, weshalb dem Buch «A history of modern tourism» an diesem Donnerstagnachmittag besondere Aufmerksamkeit zuteil wird, hat nichts mit seinem Inhalt zu tun. Das 304 Seiten lange Werk über die Geschichte der Vergnügungsreisen ist weder besonders wertvoll, noch wird es oft verlangt. Die Ursache des plötzlichen Interesses ist eine andere: Das Buch fehlt! Vor einigen Tagen wollte es ein Benutzer ausleihen und konnte es nicht finden. Damit wurde es zum Fall für Daniela Merletti.

Jeden Tag steigt Merletti in die Katakomben der Bibliothek hinab, um nach vermissten Büchern zu fahnden. 31 Stück stehen dieses Mal auf ihrer Liste. Darunter ein Ratgeber zum Umgang mit neuen Medien, ein Portrait über die Türkei und die besagte Tourismusgeschichte. «Es ist ein bisschen wie Schatzsuche.»

Die ZB reicht sechs Stockwerke tief. Drei davon gehören dem Freihandmagazin und sind den Benutzern direkt zugänglich. Es ist eine andere Welt als jene des lichtdurchfluteten Lesesaals darüber. Dort gibt es hohe Decken, Galerien und Studenten, die auf Sofas unter einer riesigen Designerleuchte lümmeln. Im Keller hingegen stehen die Kompaktusanlagen: Rollregal an Rollregal, die bis knapp unter die Lüftungsrohre, Kabelkanäle und Wasserleitungen an der Decke reichen, die Rücken der Bücher unbarmherzig beleuchtet von nackten Neonröhren. Ein schwacher Betongeruch liegt in der Luft. Das Magazin ist eine Parkgarage für Bücher.

Die letzte Spur hinterliess «A history of modern tourism» am 17. Dezember 2016. Der Computer registrierte damals, dass ein Benutzer das Buch auf das Förderband des Rückgabeautomaten legte. Doch was ist in der Zwischenzeit passiert? Merletti dreht an der grossen Kurbel eines Rollregals. Eine schmale Gasse öffnet sich. Wenn hier je ein Krimi spielen sollte, wird das Opfer garantiert zwischen zwei Regalen erdrückt.

Vorne rechts auf dem untersten Tablar wäre die Heimat von «A history of modern tourism», zwischen «Die Arbeitsmobilität hochqualifizierter Beschäftigter» und «Briefe an Charlie». Merletti sucht zuerst in der unmittelbaren Umgebung. Ohne Erfolg. Das Aufspüren vermisster Bücher geschieht mittels einer Mischung aus Faustregeln und Intuition. Die wichtigste Fähigkeit: Man muss sich in den Täter versetzen können.

Wer immer das Buch zurückgestellt hat – ob ein Benutzer oder ein Mitarbeiter der Bibliothek –, begeht häufig dieselben Fehler. Zum Beispiel verwechselt er die Nummer der Signatur: Hundert zu hoch oder zu tief, Tausend zu hoch oder zu tief. Manchmal wird auch 69 zu 96, 25 zu 52, oder die Zahl ist zwar richtig, aber die Buchstaben gerieten durcheinander. Merletti hat aber auch eine Art sechsten Sinn entwickelt: «Manchmal schaue ich an einer beliebigen Position ins Gestell und sehe das gesuchte Buch.»

2016 A 13 550 – so die Signatur von «A history of modern tourism» – erweist sich als einfacher Fall. Es steht tausend Bücher entfernt bei 2016 A 12 550. Die Entdeckung macht Merletti zufrieden: «Das ist das Schöne an meinem Job, mit jedem gefundenen Buch mache ich einen Benutzer glücklich.» Am Ende ihrer Ermittlungen hat sie 16 der 31 Bücher gefunden, 15 bleiben verschollen. Sie haben möglicherweise unverbucht das Gebäude verlassen oder stehen im Kasten eines Studenten im Lesesaal. Ein vermisstes Buch kann aber auch ein anderes Schicksal ereilen. Immer wieder schleichen Studenten ins Magazin und stellen Bücher bewusst an falsche Positionen – mit Vorliebe zur Theologie, weil sie glauben, dass sie dort nicht gefunden würden. Es sind Bücher, die sie über die Ausleihfrist hinaus benötigen und nach denen auch ihre Kollegen gieren.



Susanna Bliggenstorfer, Direktorin der Zentralbibliothek Zürich bis Dezember 2017.



Claudius Lüthi, stellvertretender Leiter Information.

Aber selbst ein solches Buch findet Merletti früher oder später – meistens eher später. Sie ist nämlich auch für die Revision zuständig und geht einen Morgen pro Woche mit einer langen Liste die Gestelle auf und ab, um zu kontrollieren, ob alle Bücher, die da sein sollen, auch da sind. 33 Meter Bücher schafft sie pro Stunde. Im Moment erstreckt sich der Bestand des Freihandmagazins auf 62 Kilometer 947 Meter und 20 Zentimeter. Bis Merletti einmal durch ist, wird es etwas mehr als acht Jahre dauern. Und dann – da gleicht ihre Arbeit jener der Steinmetze einer Kathedrale – fängt sie wieder vorne an.

Im Moment erstreckt sich der Bestand auf 62 Kilometer, 947 Meter und 20 Zentimeter.

---

## Operation am offenen Buch

---

Das Buch liegt wie auf dem Operationstisch in einem abgedunkelten Dachzimmer. Sechs Kebab-Spieße halten es auf Seite 50 offen. Es sind die einzigen Low-Tech-Werkzeuge, die Ivan Shevchuk verwendet. Der Techniker von der Universität Hamburg hat eine 50-Megapixel-Kamera über dem Buch installiert und



Daniela Merletti, Mitarbeiterin Revision.

zwei LED-Leuchten aufgestellt. Damit will er den «Formulae Sangallenses» ihr grosses Geheimnis entreissen.

Die «Sankt Galler Formeln» hatten einen langen Weg hinter sich, bevor sie unter Shevchuks Hochleistungskamera zu liegen kamen. Ende des 10. Jahrhunderts nahm ein Mönch ein Blatt gebrauchtes Pergament zur Hand, kratzte ab, was zuvor darauf gestanden hatte, und begann mit einer Gänsefeder zu schreiben: «Domino ill. episcopo infimus famulus vester ill. Audito, quia celsitudo vestra meae pusillitati fuerit indignata, valde consternatus sum...» – «An den Bischof: Dem Herrn Bischof Euer allerniedrigster Diener. Weil ich gehört habe, dass Eure Hoheit sehr entrüstet über mich Winzling ist, bin ich sehr niedergeschlagen...» Es war einer von mehreren Musterbriefen, die Bittstellern zeigten, mit welchen Worten sie sich an die Obrigkeit wenden sollten.

Am Vortag hat der stellvertretende Leiter der Handschriftenabteilung Rainer Walter das Buch aus dem Tresor geholt. Seit die Eisengallustinte vor mehr als tausend Jahren getrocknet war, hat Kolumbus Amerika entdeckt, Carl Benz das Auto erfunden und Neil

Armstrong den Mond betreten. Die ganze Zeit standen die «Sankt Galler Formeln» in der Bibliothek des Klosters Rheinau und wurden irgendwann mit anderen Handschriften zu einem Buch gebunden. Nach der Auflösung des Klosters gelangte es 1864 mit über 10 000 anderen Dokumenten per Pferdewagen nach Zürich in die Kantonsbibliothek, die 1917 in der Zentralbibliothek aufging.

Rainer Walter ist eine von nur drei Personen, die Zugang zu den kostbarsten Schriften der Zentralbibliothek haben. Selbst die Direktorin kann den Safe im sechsten Untergeschoss nicht öffnen. Wer sich einen Donald-Duck-Tresor mit runder Stahltür und einem grossen Drehrad vorstellt, wird enttäuscht. Auf den ersten Blick unterscheiden den Eingang nur die elektronischen Tastenfelder auf Brusthöhe von den anderen Türen im Haus. Walter tippt allerhand Zahlen ein, schaltet die Alarmanlage aus, dann öffnet er die Tür, hinter der sich dieselben Rollgestelle wie im übrigen Magazin verbergen. Doch was darauf steht, ist unbezahlbar: die Nachlässe von Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Pestalozzi, Lavater, die Psalmenübersetzung von Zwingli. Walter gerät ins



Christoph Meyer, Vizedirektor.

# Der Tresor ist eine Zeitmaschine, die Bücher darin sind eine Brücke in die Vergangenheit.

Schwärmen. Sein Lieblingsbuch ist die Alkuin-Bibel aus dem 9. Jahrhundert. «1200 Jahre alt, aber sieht aus wie gestern geschrieben, die würd ich holen, wenn es brennt.» Der Tresor ist eine Zeitmaschine, die Bücher darin sind eine direkte Brücke in die Vergangenheit. Zum Beispiel die älteste Schilderung der Schlacht von Morgarten: Sie wurde aufgeschrieben vom Sohn eines Soldaten, der sich daran erinnert, wie er als Kind in Winterthur darauf gewartet hat, dass sein Vater aus der Schlacht heimkehrt. Es gibt im Tresor aber auch jüngere Dokumente. Einen Leporello der Dichterin Else Lasker-Schüler etwa, die 1933 nach Zürich emigrierte und ständig um ihr Aufenthaltsrecht bangte. «Dem feinen Herrn Bundesrat meine letzten Gedichte», versuchte sie sich einzuschmeicheln. Genutzt hat es nichts, der Bundesrat konnte nichts für sie tun. Die «Sankt Galler Formeln» stehen nicht weit entfernt davon zwischen einem geistlichen Ratgeber aus dem 13. Jahrhundert und einem liturgischen Sammelband aus dem 11. Jahrhundert.

Ivan Shevchuk interessieren nicht die Brieffloskeln darin, sondern die Texte, die vorher dagestanden hatten und die man nicht mehr sehen kann. Pergament war damals kostbar. Es war üblich, alte Texte abzuschaben, um es wiederzuverwenden. Ein solches mehrfach benutztes Schriftstück heisst Palimpsest. Oft fielen dem Verfahren antike Texte zum Opfer, die im Mittelalter Platz für Heiligengeschichten machen

mussten. Früher hatte man versucht, die verschwundenen Texte mit Tinkturen sichtbar zu machen. Heute geschieht das berührungsfrei. Shevchuk fotografiert die Handschrift bei Licht unterschiedlicher Wellenlänge. Sieben Minuten dauert es, bis er die fünfzig Bilder geschossen hat, dann schlägt er die nächste Seite auf. Dass er dabei mit einem Buch im Gegenwert eines Einfamilienhauses hantiert, quittiert er nur mit: «Man muss halt aufpassen.» Mit einer Software, die die Nasa eigentlich zur Bearbeitung von Satellitenaufnahmen entwickelt hat, manipuliert er später am Computer das unterschiedlich reflektierte Licht auf den Bildern so lange, bis die sichtbare Schrift verschwindet und die verlorene zum Vorschein kommt. Was auf dem Pergament früher gestanden hatte, ist immer noch unbekannt. Die Analysen dauern an.

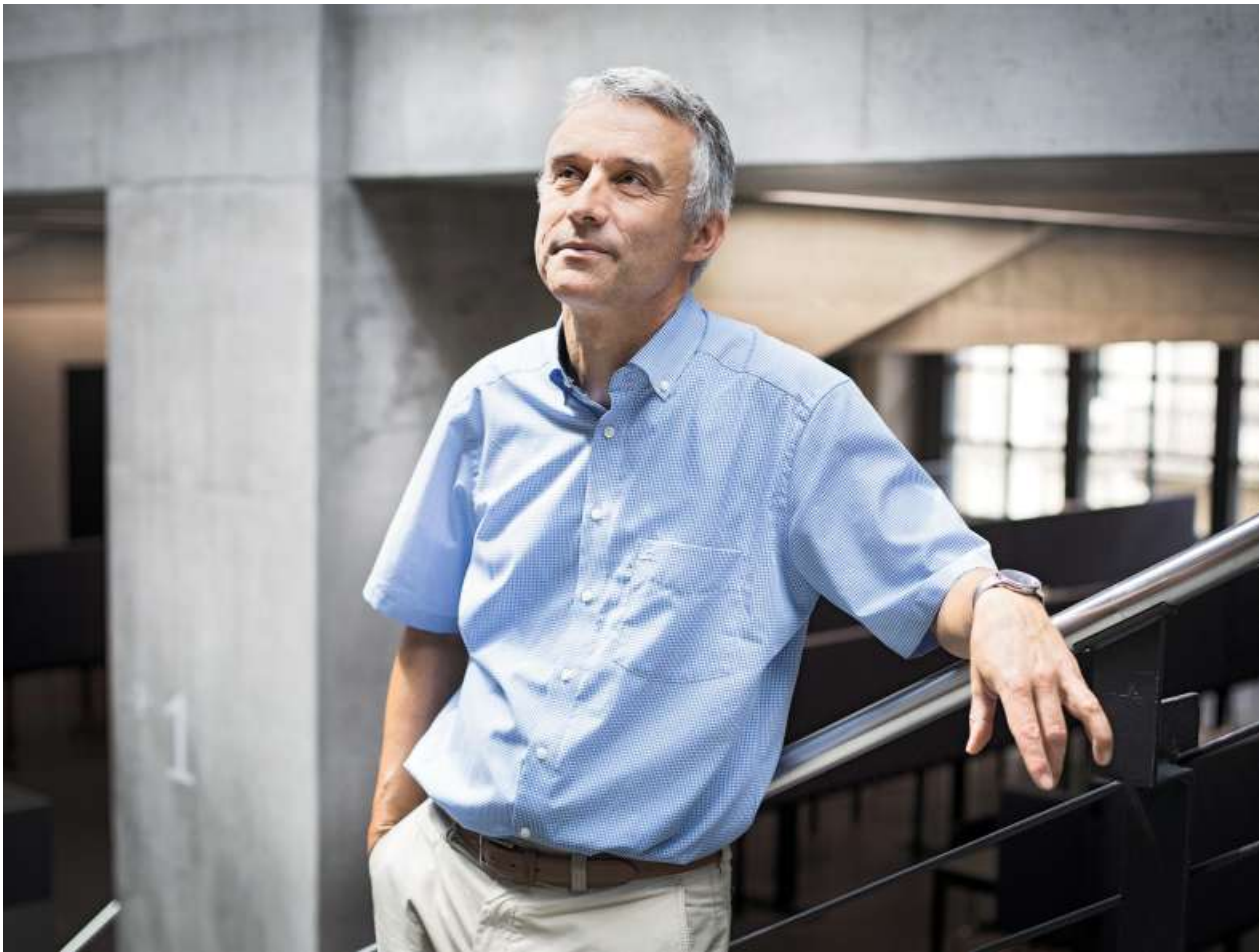
Im Auftrag von Forschern reist Shevchuk um die halbe Welt, um Texte zu heben. In Zürich braucht er drei Tage für die 52 Seiten, dann stellt Rainer Walter das tausend Jahre alte Buch mit dem Kommentar, «das hält noch einmal tausend», wieder in den Tresorraum.

## Bücher verschwinden

Am Nachmittag des 28. Januar 2016, einem Donnerstag, geschah beim Eingang der Tiefgarage der Zentralbibliothek etwas noch nie Dagewesenes. Mitarbeiter einer Transportfirma schoben brusthohe Rollgestelle mit Büchern in einen Lastwagen. Der Chef des Digitalisierungszentrums Peter Moerkerk war gekommen, um dem aussergewöhnlichen Ereignis beizuwohnen, und der Chefbibliothekar und designierte neue Direktor Christian Oesterheld. Sogar Direktorin Susanna Bliggenstorfer sah zu: «Wir waren da, um Büchern auf Nimmerwiedersehen zu sagen.»

Bis vor kurzem stand in den Statuten der ZB, dass das Stammgut «nie angegriffen werden darf». Das ist der hippokratische Eid der Zentralbibliothek: Kein Buch, das in ihren Besitz gelangt war, durfte je ausgeschieden werden. Natürlich gab es Verluste: verlorene Bücher, Bücher, die nach Afrika ausgewanderte Benutzer nicht zurückgebracht hatten, oder beschädigte Bücher, die selbst die Abteilung Bestandserhaltung mit Japanpapier, Hasenleim und Papierbrei nicht mehr retten konnte. Aber ein bewusstes Aussondern kam nicht in Frage. Selbst der «Reiseführer DDR: durch Stadt und Land» aus dem Jahr 1990, dessen Zweckbestimmung mit dem Mauerfall 1989 hinfällig geworden war, blieb im Gestell stehen. Anders als Unterhaltungsbibliotheken, die längere Zeit nicht ausgeliehene Bücher aus ihrem Bestand entfernen, ist die Zentralbibliothek eine Archivbibliothek, die als Wächterin für zukünftige Generationen amtiert.

Nun haben Bücher einen grossen Nachteil: Sie brauchen Platz. Und viele Bücher brauchen viel Platz.



Christian Oesterheld, Chefbibliothekar Benutzung und ab Januar 2018 Direktor.

Wer eine Bibliothek baut, baut immer auch ein Platzproblem. Früher oder später kann sie der Flut der angeschafften Bücher keine Regale mehr entgegenstellen. Bei der Zentralbibliothek zeigte sich 1946, 29 Jahre nach ihrer Eröffnung, dass der Raum noch acht Jahre reichte. Von da an war der Platz ein Dauerthema. Man montierte Gestelle in Nischen, kaufte Rollregale, suchte in der Nachbarschaft nach neuen Räumen. Ab 1994 schuf der neue Lesesaal mit fünf unterirdischen Geschossen für die Büchermagazine etwas Luft. Doch 2008 wurde wieder Alarm geschlagen: Noch vier Jahre, dann seien die Magazine voll.

Gegenwärtig wächst der Bestand der ZB um durchschnittlich 4 Meter 49 pro Tag. Die rund 70 000 neuen Bücher benötigen pro Jahr 1 Kilometer und 639 Meter neue Regale. Kein Wunder gilt in den Magazinsgeschossen die eiserne Regel: Bringe möglichst viele Bücher auf möglichst geringem Platz unter. Eine der jüngsten Massnahmen war gemessen an ihrer Wirkung erstaunlich einfach: ein neues Signatursystem. Bis Ende 2015 wurden die Bücher nach Publikationszeiträumen, Formaten und Sachgebieten geordnet. Vor allem das Einteilen in Sachgebiete bereitete zuneh-

mend Probleme. An achtzig Stellen musste Platz für Neuzugänge freigehalten werden. Wie viel, wusste man nicht im voraus. Zudem stammte die Einteilung aus den Anfängen der Bibliothek und war nicht mehr zeitgemäss. Einige Disziplinen waren ganz vergessen worden, so dass die Signatur V für «Varia» zum Sammelbecken für Militär, Sport und Kochkunst wurde.

Seit 2016 werden die Bücher in sechs Formatgruppen nach Erscheinungsjahr fortlaufend nummeriert. Die Startnummer ist jeweils 10 000. «A History of Modern Tourism» etwa trägt die Signatur 2016 A 13 550. Es ist das 3550. Buch der Formatkategorie A – bis 24,5 Zentimeter Höhe –, das im Jahr 2016 angeschafft worden ist. Die Bücher nach Formaten zu sortieren erlaubt eine dichte Anordnung der Tablare.

Trotz den neuen Signaturen musste man das Undenkbare erwägen: Bücher endgültig abzugeben. Darunter etwa die zwischen 1965 und 1984 erschienenen Bände von «Who's who in Malaysia & Singapore» und die gebundenen Ausgaben der «Wolfenbütteler Bibliotheksinformationen», die an diesem Donnerstagnachmittag im Lastwagen verschwanden. Nachdem der letzte Bücherwagen aufgeladen war, ging die Reise



Kerstin Ebenau, stellvertretende Leiterin der Abteilung Bestandserhaltung.

von Zürich ins luzernische Büron, wo man von allen romantischen Vorstellungen, die dem Begriff Bibliothek anhaften, geheilt wird. Die neue Heimat von «Who's who in Malaysia & Singapore» ist einer von 110 000 Kunststoffbehältern im teilautomatisierten Hochregallager der neu errichteten Speicherbibliothek. Vier Kantone haben sich zusammengetan, um so ihre Platzprobleme zu lösen: Von jedem Zeitschriftenband, der mehrfach vorhanden war, wurde nur ein Exemplar eingelagert. Über drei Monate fuhr der Laster zwischen Büron und Zürich hin und her. Am Ende hatte die Zentralbibliothek Zürich 415 000 Bände weniger und 10 Laufkilometer leere Regale mehr.

Es ist übrigens kein Nachteil, wenn man als Mitarbeiter der Speicherbibliothek Hochgebirgswanderer ist. Der Sauerstoffgehalt im Lagerraum wurde im Interesse der Erhaltung der Bücher auf eine Konzentration abgesenkt, wie sie auf 5000 Metern Höhe herrscht. Die Angestellten müssen einen Gesundheitstest bestehen, bevor sie ihn das erste Mal betreten. Auf die Bücher im neuen Lager haben die Benutzer immer noch Zugriff, sie stehen bloss nicht mehr in Pantoffeldistanz, wie die Professoren es nennen, wenn sie ein

## Wer eine Bibliothek baut, baut immer auch ein Platzproblem.

# Mehr als eineinhalb Millionen Seiten landeten im letzten Jahr auf einem Scanner.

Buch nebenan aus dem Regal ziehen können. Neu müssen sie Bücher bestellen. Von Zeitschriftenartikeln erhalten sie per E-Mail einen Scan zugeschickt.

Für die Benutzer hat sich also nicht viel geändert. Weil die Bücher aber neu Eigentum des Vereins Speicherbibliothek sind, mussten die Statuten der ZB angepasst werden. Nun heisst es unter Paragraph 5, Absatz d 3: «Ausnahmsweise dürfen mit Bewilligung der Bibliothekskommission einzelne Teile des Stiftungsgutes in das Eigentum Dritter übergeführt werden.» Diese Klausel kommt allerdings nur in grossen Ausnahmefällen zum Tragen, wozu der «Reiseführer DDR: durch Stadt und Land» im Moment nicht gehört. Er ist nicht unter den Büchern, die im Lastwagen nach Büron fahren. Die politischen Umbrüche mögen vielleicht verhindert haben, dass er seine Nützlichkeit als praktischer Ratgeber unter Beweis stellen konnte, als Zeitdokument wird er im dritten Untergeschoss der ZB jedoch vorläufig weiterhin zur Verfügung stehen.

## Die Ufo-Schlacht

Im Januar 2017 kam es in der Diskussionsgruppe der Website «The Megalithic Portal» zu einem Streit, der in der Zentralbibliothek Zürich endete – bloss merkte das die Mehrzahl der Kontrahenten nicht. «The Mega-

lithic Portal» ist ein Treffpunkt von Amateurarchäologen, die auch mal über esoterische Zusammenhänge zwischen Ufo-Sichtungen und Weltereignissen debattieren. Der Streit drehte sich um einen Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert.

«Himmelserscheinung über Nürnberg» des Druckers Hans Wolff Glaser gibt die erstaunlichen Vorgänge wieder, die sich im Morgengrauen vom 14. April 1561 über der Stadt in Bayern abgespielt haben sollen: Rote und blaue Kreise bedecken den Himmel. Einige sind über Kreuze miteinander verbunden, andere stecken zu fünft oder sechst in Röhren. Alles habe heftig «miteinander gestritten und gefochten», hat der Chronist notiert und den Vorfall als göttliches Zeichen interpretiert. Vierhundert Jahre später, als nach dem Zweiten Weltkrieg die Sichtungen von Ufos zunahmen, tauchte eine neue Deutung auf: Das alte Bild zeige die Schlacht zwischen Ausserirdischen. Seither ist «Himmelserscheinung über Nürnberg» eine Ikone der Ufologen.

Auf dem «Megalithic Portal» wurde nun kürzlich eine neue Erklärung für das Ereignis ins Feld geführt, die zu verworren ist, als dass sie sich hier ausführen liesse. Entscheidend für diese Erklärung waren Punkte in der Mitte der Kreise. Nun gab es den Holzschnitt im Internet in verschiedenen Versionen: mit und ohne Punkte. Um Klarheit zu schaffen, postete einer der Diskussionsteilnehmer schliesslich einen Link direkt zur Quelle. Wer ihn anklickte, sah einen Scan des Bildes und wurde, ohne es zu ahnen, zum Benutzer der Zentralbibliothek Zürich: Die Punkte fehlten.

«Himmelserscheinung über Nürnberg» gehört zur sogenannten «Wickiana», einer Nachrichtensammlung von Druckblättern, die der Zürcher Pfarrer Johann Jakob Wick im 16. Jahrhundert gesammelt hatte. Sie ist im Besitz der ZB und heute von jedem Ort der Welt mit einem Internetanschluss zugänglich – hochauflösend und kostenlos. Es geht um Missgeburten und Naturkatastrophen, einen Mönch, der die Treppe hinunterstürzt, und ein Kind, das von einem Schwein angefallen wird. Intern heisst die Sammlung «Wick am Abend». Die «Wickiana» ist einer der vielen alten Drucke und Handschriften, die die Zentralbibliothek in den letzten Jahren gescannt und ins Netz gestellt hat. Als das Internet Mitte der 1990er Jahre Fahrt aufnahm, befürchteten Historiker, alles, was zuvor erschienen sei, werde in einem Loch des Vergessens verschwinden. Das Gegenteil geschah. Heute kann man sich in Sekundenbruchteilen ein Faksimile der Gutenbergbibel aufs Handy holen. Auch die Zentralbibliothek Zürich scannt unermüdlich ihren Bestand nicht mehr urheberrechtlich geschützter Werke. Mehr als eineinhalb Millionen Seiten landeten im letzten Jahr auf einem ihrer Scanner.

Die Schätze der Bibliothek auf diese Weise vor dem Vergessen zu bewahren ist aufwendig. Einerseits ist da die schiere Menge des Materials. Zum Beispiel die



Urs Fischer, Chefbibliothekar Spezialsammlungen und Digitalisierung.



Peter Moerkerk, Leiter Digitalisierungszentrum.

20 000 Briefe des Zürcher Gelehrten Johann Caspar Lavater. Und mit dem Scannen ist es nicht getan, jeder Brief muss zusätzlich erschlossen und verschlagwortet werden, damit er gefunden werden kann. Der Leiter des Digitalisierungszentrums Peter Moerkerk ist trotzdem guten Mutes. «Es macht unsere Bestände zugänglich, die sonst ein ziemlich düsteres Dasein fristen in unseren Magazinen.» Er sieht es als sinnvolle Aufgabe an, Verborgenes ans Licht zu bringen. «Ich könnte mit meinem Leben Dämmeres anfangen.»

Durch die Digitalisierung hat sich die Bibliothek einen neuen Kundenkreis erschlossen. Ein deutscher Historiker braucht eine Zeichnung aus dem Mittelalter, ein Ausstellungsmacher aus Israel einen Scan einer Zeitungsanzeige, ein Stammbaumforscher aus New York einige Seiten aus einer Chronik. Wie die Ufologen sind das Leute, die noch nie einen Fuss in die Gebäude am Zähringerplatz gesetzt haben und es wohl auch nie tun werden. Einige Sujets werden besonders oft verlangt. «Ein Bestseller von uns ist ‹Hercules Germanicus›», sagt Moerkerk, «Ms A 2, Seite 150 – ich kann die Signatur schon auswendig. Das ist das Bild, auf dem Luther den Papst köpft.»

Die Digitalisierungsabteilung ist in den letzten Jahren gewachsen wie keine andere im Haus. Doch die Budgets von Bibliotheken waren nie für die Digitalisierung gedacht. Die ZB ist deshalb immer auf der Suche nach Geld, um ihre alten Bestände online sichtbar zu machen. Vor vier Jahren erhielt sie zehn Millionen Franken aus dem Lotteriefonds, um eine Auswahl von Dokumenten zu Kultur und Geschichte von Stadt und Kanton Zürich zu scannen. Das scheint für eine gigantische Menge an Material zu reichen: 5000 Karten und Panoramen, 70 000 Graphiken und Fotografien, 100 000 Seiten Handschriften, 115 000 Seiten Musikalien, 400 000 Zeitungsseiten, 5 000 000 Seiten Drucke. Doch es ist nur ein Bruchteil der Werke, die in Frage kamen.

Moerkerks Maschinenpark besteht aus mehr als zwanzig Geräten. Die teuersten kosten 100 000 Franken. Der Grazer Buchtisch, die Cobra, der Quartz, die Zürcher Finger: Weil Bücher gebunden sind und sich oft nicht flach hinlegen lassen, erfanden Techniker Vorrichtungen, um sie zu digitalisieren. Gerade liegt ein Reisebuch aus der Bibliothek der 1746 gegründeten Naturforschenden Gesellschaft auf einem V-Scanner.



Emil Rebsamen, Leiter Gebäudemanagement.

## «Ein Bestseller ist «Hercules Germanicus» mit dem Bild, auf dem Luther den Papst köpft.»

Ein Glaskeil senkt sich auf die Seiten und drückt sie flach, ohne dass das Buch ganz geöffnet werden muss. Dann machen zwei seitlich montierte Kameras je ein Bild. Françoise Messerli scannt gerne Bücher über fremde Länder. Lesen kann sie in den drei Sekunden, bevor sie umblättern muss, nicht viel, die Bilder anschauen hingegen schon. «Im Moment bin ich gerade in Moskau.» Kürzlich hat sie eine Serie Heiligenbücher gescannt: «Ich weiss jetzt alles über Sünde und Fegefeuer.»

Vierhundert Seiten pro Stunde sind auf diese Weise zu schaffen, sagt Moerkerk. «Wenn das Buch will», wirft Messerli ein. Und es will nicht immer. Wenn die Schrift bis zum Bund reicht oder die Seiten wellen, muss ständig nachjustiert werden. «Manche Bilder wollen richtiggehend erobert werden», sagt Moerkerk. Bevor sie in seiner Abteilung landen, legen die Leute von der Bestandserhaltung den maximalen Aufschlagwinkel fest. Wenn ein Buch besonders eng gebunden ist, kann der bei dreissig Grad liegen. Kein Mensch kann ein Buch durch einen solchen Spalt lesen, ein Scanner mit Hilfe eines speziellen Glasprismas hingegen schon. Bücher automatisch zu scannen ist

heikel. Roboter mögen es in vielen Tätigkeiten zur Meisterschaft gebracht haben, das Umblättern von Buchseiten gehört nicht dazu. Im Keller der ZB steht zwar ein Scanner, der mittels einer raffinierten Kombination aus Mechanik und Druckluft die Seiten aufhängen und einzeln umlegen kann, aber man muss ihn überwachen wie ein kleines Kind, damit er keine Dummheiten macht. Tatsächlich ist das Wenden der Seiten eine sensomotorische Meisterleistung. Nicht das Lesen macht uns zum Menschen, sondern das Umblättern.

Wenn man den alten Seiten die Scans abgerungen hat, landen sie auf den eigenen Servern oder den Plattformen für digitalisierte Drucke und Handschriften der Schweizer Bibliotheken: Die über 100 000 Dokumente auf den Websites e-rara.ch oder e-manuscripta.ch bieten einen direkten Blick in ihre Tresore. Den Streit um die Ufo-Schlacht über Nürnberg konnte allerdings auch der Zugang zum digitalen Bild nicht klären. Die Ufologen diskutieren immer noch hin und her. Einer erwog sogar die Möglichkeit, jemand bei der Zentralbibliothek könnte den Scan gefälscht haben.

---

## Eine Milliarde – oder zwei?

---

Die Frage nach dem begehrtesten Buch der Zentralbibliothek hat eine unerwartete Antwort. Es ist weder «Harry Potter und der Stein der Weisen» noch «Fifty shades of grey». Es sind die «Kommentierten Musterklagen» von Willi Fischer, Fabiana Theus Simoni und Dieter Gessler aus dem Jahr 2016. Kein anderes Werk wird häufiger reserviert als die juristische Schrift in fünf Bänden. Im Moment warten 22 Benutzer auf den ersten Band zum Vertrags- und Haftpflichtrecht. Der letzte auf der Warteliste wird ihn wohl kaum vor Weihnachten 2019 zu Gesicht bekommen.

Das grösste Buch ist der fast einen Meter hohe «Anatomisch-physiologische Atlas der Botanik für Hoch- und Mittelschulen» aus dem 19. Jahrhundert, für den ein Schreiner im sechsten Untergeschoss ein eigenes Tablar baute, das kleinste Buch ist das drei Millimeter hohe «Bilder-ABC». Das dickste Buch lässt sich nicht ohne weiteres bestimmen, weil die Seitenzahlen über die Jahrhunderte unterschiedlich erfasst wurden. Einfacher wird es beim dünnsten: Jedes Buch mit 49 Seiten darf diesen Titel für sich beanspruchen. Dort hat die Unesco am 19. November 1964 die untere Grenze für alles, was sich Buch nennen will, festgelegt.

Schwieriger zu ermitteln ist das wertvollste Dokument der Zentralbibliothek. Das älteste Schriftstück ist der Purpurpsalter aus dem 7. Jahrhundert mit griechischen Lettern in Gold und Silber. Natürlich ist er ein Vermögen wert, wie auch die reich verzierte Alkuin-Bibel aus dem 9. Jahrhundert. Aber weil sie nicht auf den Markt kommen, kann niemand ihren

Hin und wieder erhält  
ein Buch ein Vollbad.  
Es wird ausgebunden,  
jede Seite einzeln  
gebadet, getrocknet  
und wieder gebunden.

genauen Wert beziffern. Auch unter den frühen Drucken gibt es Schmuckstücke. Die erste italienische Bibel aus dem Jahr 1470 etwa.

Die Zentralbibliothek hat den Auftrag, die Druckwerke aus dem Kanton Zürich flächendeckend zu sammeln. Das führt dazu, dass es in ihrer Sammlung auch profanere Werke als alte italienische Bibeln gibt. Im Magazin stehen unter dem Mitteilungsblatt der Zinnfigurensammler vierzehn gebundene Jahrgänge von «Cherry», dem «lustvollsten Kontaktmagazin der Schweiz».

Der ganze Bestand sei über eine Milliarde wert, genauer wollen und können sich die Bibliothekare nicht festlegen. Und wie versichert man einen solchen Schatz? Die Antwort ist überraschend einfach: gar nicht! «Keine Bibliothek kann ihre Sammlung versichern», sagt der stellvertretende Direktor Christoph Meyer, der als Jurist die Versicherungen unter sich hat, «nicht nur, weil ihr Wert so schwer zu schätzen ist, sondern auch, weil kein Haus die Prämie bezahlen könnte.» In Zürich sind Bücher erst versichert, wenn sie das Kellermagazin verlassen. Denn die grössten Gefahren lauern nicht im Magazin, sondern in der grossen, weiten Welt: Badewannen, Kaffeetassen, Velospeichen. Vor Jahren brachte ein Student ein verkohltes Buch zurück, das ihm wohl das Leben gerettet hatte: Er trug es in einer Umhängetasche, als sich am 1. August eine verirrte Feuerwerksrakete in

den Einband bohrte. Häufiger als auf Raketen treffen Bücher in Taschen aber auf reife Bananen oder halbverschlossene Colaflaschen. Auch von Tieren droht Gefahr. Heute weniger von Bücherwürmern als von bibliophilen Hunden, die Buchdeckel zerfetzen und Bissspuren hinterlassen. Und ein Buch wurde tatsächlich fritiert in die Zentralbibliothek zurückgebracht, was besonders rätselhaft ist, weil es noch nicht einmal ein Kochbuch war.

Besonders schwierig wird es, wenn die Benutzer selber erste Hilfe leisten. Einer hatte ein nasses Buch zum Trocknen auf die Herdplatte gelegt, da kamen zum Wasserschaden dann noch Brandspuren dazu. «Klebestreifen ablösen ist ganz schlimm», sagt die stellvertretende Leiterin der Bestandserhaltung Kerstin Ebenau, «das kann gut eine halbe Stunde dauern.» Der Grossteil der Arbeit in der Werkstatt betrifft allerdings Schäden, die aufgrund des Alters von Büchern eingetreten sind. Bevor diese Bücher unter den Scannern der Digitalisierungsabteilung landen, kommen sie hier vorbei, wo Risse mit einzelnen Papierfasern geschlossen, Schmutz mit einer Mischung aus Alkohol und Wasser entfernt und Falten mit einem daumengrossen Bügeleisen geglättet werden. Die Bestandserhaltung wird sozusagen biologisch geführt: Die Papiere zum Flicker enthalten weder

Weichmacher noch Konservierungsstoffe, und der Kleister in der Saucière besteht aus nichts als Weizenstärke und Wasser. Nach Möglichkeit soll jede Reparatur wieder rückgängig gemacht werden können. Hin und wieder erhält ein Buch sogar ein Vollbad. Es wird ausgebunden, jede Seite einzeln gebadet, getrocknet und wieder gebunden. Das geschieht aber nur mit alten, wertvollen Büchern. Gegen die moderne Buchseuche, den Leuchtstift, hilft ein solches Bad ohnehin nicht.

Dass den Büchern im Magazin keine Gefahr droht, ist nicht ganz richtig. Wenn sie vom Tablar fallen, können sie zwischen den Rollregalen zerquetscht werden. Das geschieht so häufig, dass sie einen eigenen Namen bekommen haben: Kompaktusleichen.

Als man in den 1980er Jahren den Erweiterungsbau plante, glaubte man, den Büchern drohe Gefahr aus der Luft. «Das war die Philosophie des Kalten Kriegs», sagt Emil Rebsamen, der für das Gebäudemanagement zuständig ist. Den besten Schutz vor einer Bombe bot ein tiefer Keller. Die letzten Jahre zeigten aber, dass der Feind eher von unten kommt. Fünf der sechs Untergeschosse befinden sich im Grundwasser, die unterste Etage liegt sechzehn Meter unter der Limmat. Nicht lange nach der Einweihung der neuen Magazine 1993 drang zum ersten Mal Wasser ein und

ANZEIGE

**BIS ZU 20%\*  
RABATT**

**Die hohe Kunst des Sparens.**

Online kaufen auf [sbb.ch/kunst-kultur](http://sbb.ch/kunst-kultur).

**SBB CFF FFS**

\* z.B. Museum für Kommunikation, 10% Ermässigung auf die ÖV-Fahrt nach Bern sowie 20% Ermässigung auf den Eintritt in das Museum für Kommunikation, Bern. [sbb.ch/mfk](http://sbb.ch/mfk)

© Kunstmuseum Basel/Julian Söllinas

## Besuchen Sie aktuelle Ausstellungen zu kleinen Preisen.

**Der verborgene Cézanne.**  
Bis 24. September 2017  
Kunstmuseum Basel

**Wolfgang Tillmans.**  
Bis 1. Oktober 2017  
Fondation Beyeler, Riehen/Basel

**Swiss Pop Art.**  
Bis 1. Oktober 2017  
Aargauer Kunsthau, Aarau

**Van Gogh bis Cézanne,  
Bonnard bis Matisse.  
Die Sammlung Hahnloser.**  
11. August 2017 bis 11. März 2018  
Kunstmuseum Bern



**RailAway**

seither immer wieder. Im Moment ist eine umfassende Sanierung in Gang.

Um für den Notfall vorbereitet zu sein, organisierte die auf Dokumentenbergungen spezialisierte Firma Docusave im letzten Sommer an der ZB eine Übung. Sie führte den Mitarbeitern vor Augen, welche unerwarteten Probleme bei einem Wasserschaden auftreten können. Im 5. Untergeschoss wurde ein Bücherregal mit nassen Büchern gefüllt, die die Mitarbeiter bergen sollten. Die erste Schwierigkeit: Die Bücher lassen sich nicht aus dem Gestell entfernen, sie sind aufgequollen und haben sich zwischen den Seitenwänden verkeilt. Da hilft nur, das Gestell zu zerstören. Dann werden die Bücher sehr schwer, glitschig und drohen auseinanderzufallen, wenn sie bei der Bergung durch viele Hände gehen. Auch das Trocknen ist eine Wissenschaft für sich. Wer verhindern will, dass die Seiten zusammenkleben, darf die Bücher auf keinen Fall einfach an der Luft trocknen, sondern muss sie sofort einfrieren und dann unter Vakuum gefriertrocknen.

Bücher werden hier nicht nur vor Diebstahl, Beschädigung und Zerfall geschützt, sondern auch vor Hitze. Bei Normalbetrieb ist es in den Magazinen Winter wie Sommer zwischen 20 und 22 Grad warm bei einer Luftfeuchtigkeit von 45 bis 65 Prozent. Auch

dafür sorgt der Gebäudemanager Emil Rebsamen. In den oberen Etagen des Lesesaals kann es im Sommer aber auch einmal 35 Grad werden. «Das tut den Büchern nicht gut», sagt Rebsamen. Und den Menschen? «Ach ja, die arbeiten natürlich auch besser, wenn es kühler ist.»

Ob sich im Tresor wirklich die kostbarsten Objekte finden, ist natürlich Ansichtssache. Musikfreunde würden vielleicht eher die weltweit nur einmal erhaltene Lautentabulatur von Giovanni Pacoloni aus dem 16. Jahrhundert wählen, Liebhaber von Elias Canetti seine Tagebücher. Es muss noch nicht einmal ein Buch sein. Wie wär's mit Gottfried Kellers Pult, das ebenfalls der ZB gehört, oder der Schreibmaschine des Schriftstellers und Musikers Alfred Wälchli? Sie steht im Rara-Raum im sechsten Untergeschoss, das Papier eingespannt. So hatte sie Urs Fischer, der Chefbibliothekar der Spezialsammlungen, in Wälchlis Wohnung gefunden, als er den Nachlass sichtete.

Zu den aussergewöhnlichsten Objekten gehören die zwei Faustfeuerwaffen aus dem Nachlass von NZZ-Chefredaktor Willy Bretscher. Während des Zweiten Weltkriegs lagen sie griffbereit in Bretschers Pult, für den Fall, dass die Nazis aufgetaucht wären. Als die Waffen im letzten Jahr in den Besitz der ZB gelangten, gab es allerdings ein Problem: Institutionen können keinen Waffenschein beantragen. Seit dem 28. März dieses Jahres ist nun der stellvertretende Direktor der ZB, Christoph Meyer, im Besitz des Waffenerwerbsscheins 2017/15 für eine Colt Pocket Positive Kaliber .32 und eine neun Millimeter FN Browning HP.

ANZEIGE



**ETH zürich**

# Hin und weg von Büchern

sind wir beide.  
Glückwunsch, liebe Zentralbibliothek,  
zum ersten Jahrhundert!  
Deine Partner von der ETH Zürich

## Wider das Vergessen

Es gibt viele Gründe, einem Buch besondere Bedeutung zuzumessen. Vor einiger Zeit meldete sich eine alte Frau am Ausleihschalter. Sie wollte wissen, wie oft ein Buch – es waren die Kindheitserinnerungen aus einem Konzentrationslager im Zweiten Weltkrieg – ausgeliehen worden war. Als sich der Bibliothekar nach dem Grund erkundigte, krepelte sie den Ärmel hoch, bis eine tätowierte Nummer zum Vorschein kam. Das Mädchen im Buch war sie, und nun wollte sie sich versichern, dass ihre Geschichte noch nicht vergessen gegangen war.

Keine Bibliothek kann garantieren, dass die Bücher in ihren Regalen gelesen werden. Aber sie kann sie aufbewahren für künftige Generationen, die die Geschichte des Mädchens, das dem Schrecken des Lagers entkam, wiederentdecken können – auch in hundert Jahren noch.

*Reto U. Schneider ist stv. Chefredaktor von NZZ-Folio.*

# «Wer nur die Risiken sieht, verpasst seine Chance.»

Silvio Tarchini, CEO, Tarchini Group

Für alles, was kommt.

[credit-suisse.com/unternehmer](http://credit-suisse.com/unternehmer)



CREDIT SUISSE 

# Hundert Meter Eitelkeit

*Von Sigrid Neudecker*

Kinsey Marable richtet  
Privatbibliotheken ein.  
Der frühere Banker weiss,  
wie man seltene Bücher  
kriegt und welche bei  
Oprah Winfrey stehen.

*Herr Marable, wie kommt man als Investmentbanker auf die Idee, sich auf das Zusammenstellen von Bibliotheken zu verlegen?*

Als ich bei Goldman Sachs in New York war, verbrachte ich eine Woche pro Monat in London. Dort bin ich über die Buchhandlung Heywood Hill gestolpert, die neue und vergriffene Bücher führt. Ein magischer Ort. So begann ich, für mich selbst Bücher über Gärten und Geschichte zu kaufen.

*Erinnern Sie sich an den Tag, an dem Sie beschlossen, nach 15 Jahren das Metier zu wechseln?*

Ich würde Ihnen gern erzählen, dass es ein Heureka-Moment war. So war es aber leider nicht. Ich weilte auf meiner Farm in Virginia und überlegte, was ich sonst noch machen könnte. Dann hat eines zum anderen geführt. Damals, in den 1990er Jahren, haben die Leute viel Geld verdient. Sie kauften sich Häuser mit grossen Bibliotheken, für die sie Bücher per Laufmeter anschafften. Da waren also all diese Räume, gefüllt mit bedeutungslosen Büchern. Viele in Sprachen, die die Besitzer noch nicht einmal beherrschten, nur um damit anzugeben. Ich fragte mich: Warum soll man nichtssagende Bücher besitzen? Warum nicht jemanden engagieren, der eine Sammlung zusammenstellt, die dem eigenen Geschmack und den eigenen Interessen entspricht?

*Und das ging so einfach?*

Ich merkte bald, dass ich keine Ahnung von dem hatte, was ich da tat. Mir wurde klar, dass ich erst eine Buchhandlung eröffnen musste, schon allein, um mir Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Ich war von New York nach Georgetown gezogen, das ist sozusagen die Fifth Avenue von Washington. Meinen Laden gestaltete ich mit einem offenen Kamin – so, wie ich mir eine Privatbibliothek vorstellte. Er hatte auch einen wunderschönen Garten. Dann fuhr ich die Ostküste rauf und runter, reiste nach London und Frankreich und suchte dort nach vergriffenen Büchern. Ich kaufte, was mich ansprach und wovon ich dachte, dass die Kunden es mögen. Dabei ist mir erst klar geworden, wie unglaublich gross das Angebot überhaupt ist. Damals gab es ja noch kein Internet. Ich lernte, den Preis eines Buches richtig einzuschätzen und dass ich innovativ sein musste, um Erfolg zu haben.

*Gibt es Ihre Buchhandlung noch?*

Nein, ich führte sie sieben Jahre lang, dann hatte ich genug Kunden, für die ich private Bibliotheken zusammenstellte. Es ist viel profitabler, aus einem Büro heraus zu arbeiten, als eine Buchhandlung zu betreiben. Das wusste ich schon von meiner Zeit an der Wall Street. Heute stelle ich pro Jahr bis zu 25 kleinere Sammlungen zusammen, also beispielsweise 50 Bücher über Gartengestaltung, und richte bis zu sechs grosse Bibliotheken ein.

*Was ist für Sie eine grosse Bibliothek?*

Derzeit arbeite ich an einer Sammlung von 1300 Büchern, das ist schon ein ganz guter Umfang. Manchmal suche ich aber auch nur ein einzelnes Buch.

*Wie stellen Sie Bibliotheken für neue Kunden zusammen, die Sie nicht kennen?*

Wenn der Kunde genau das mag, worauf ich spezialisiert bin, ist es nicht schwierig. Architektur, Inneneinrichtung, Gartengestaltung, Essen und Trinken, Mode, Stil, Biographien – diese Themen sprechen die meisten Menschen an. Ich versuche, für den Kunden eine Bibliothek aufzubauen, zu der er immer wieder zurückkehren kann. Als ob er in seinem eigenen Buchladen wäre.

*Und wenn jemand eine Sammlung aus einem anderen Bereich möchte?*

Wir recherchieren dann sehr viel, im Internet, in Literaturlisten, wir kaufen Bücher und sehen uns die Quellenangaben an. Für mich ist das ein interessanter Vorgang. Für einen Kunden, der Bücher von und über die Präsidenten der Vereinigten Staaten sammelte, haben wir auf diese Weise einen Katalog mit den zehn wichtigsten Werken über jeden Präsidenten zusammengestellt. Das hat mehrere Jahre gedauert. Danach habe ich mich in diesem Bereich wirklich ausgekannt. Für mich gibt es zwei ideale Kunden: Der eine gibt mir absolute Freiheit, das zu machen, was ich für richtig halte. Und dann gibt es die Kunden, die über einen längeren Zeitraum zu ganz bestimmten Themen sammeln wollen, mit ihnen gehe ich eine Art Partnerschaft ein. In diesem Fall müssen die Bücher in exzellentem Zustand sein, idealerweise signiert. Mit solchen Klienten zu arbeiten ist einfach wunderbar.

*Besteht der Sinn einer persönlichen Bibliothek nicht darin, dass man sie über Jahre selbst zusammenträgt?*

Früher war das sicher so, aber wir leben heute in einer anderen Welt. Die Menschen haben keine Zeit, 500 oder 1000 ausgewählte Bücher für eine Sammlung zu finden. Wenn sie genug verdienen, um sich eine solche Kollektion leisten zu können, haben sie nicht mehr die Musse, sie selbst zusammenzustellen.

*Haben Sie auch Kunden, die sich eine Bibliothek nur als Prestigeobjekt anschaffen?*

Absolut! Die kommen meistens über ihre Architekten oder Innenarchitekten zu mir, weil sie sich gerade ein Landhaus gekauft haben. Viele dieser Kunden nehmen die Bücher vermutlich nie aus den Regalen.

*Stört Sie das?*

Ich habe noch nie einen Auftrag abgelehnt, denn ich führe ein Unternehmen. Die Kunden bekommen dann die Bibliothek, die ich selbst gern hätte. Viele haben dadurch viel bessere Sammlungen als ich selbst. Auf

einen solchen Auftrag lasse ich mich emotional nicht ein. Aber ich hatte noch nie Kunden, die unzufrieden waren. Jene, denen Bücher egal sind, lieben den Look. Und die anderen wissen sofort, was für eine besondere Kollektion sie hier bekommen haben.

#### *Sie sind kein Missionar?*

Ich will die Menschen nicht bekehren, aber ich stelle Bibliotheken zusammen, die ihren Wert behalten – im Gegensatz zu anderen, die einfach nur meterweise Bücher liefern. Als Geschäftsmann kuratiere ich eine Sammlung, die an Wert gewinnt, selbst wenn die Kunden nichts davon lesen.

#### *Bücher sind also wie Aktien?*

Vergriffene Bücher sind über die vergangenen zwanzig Jahre substantiell im Wert gestiegen. Vor allem der Markt der modernen Erstausgaben ist stark angewachsen: Hemingway, Fitzgerald, Patrick O'Brian, Anthony Powell.

#### *In welche Bücher sollte man heute investieren?*

Am besten in solche von unbekanntem Autoren mit einer sehr kleinen Erstauflage, die dann sehr erfolgreich werden. Für Donna Tartt's «The Goldfinch» bekommt man heute 915 Dollar. Eine Erstausgabe von «Harry Potter and the Sorcerer's Stone» ist 7500 Dollar wert.

#### *Was können Sie anhand einer Bibliothek über ihren Besitzer sagen?*

Man würde annehmen, dass es sich um sehr kultivierte, gebildete Menschen mit weitreichenden Interessen handle und die Bibliothek ein Spiegelbild ihrer selbst sei. Dieser Eindruck kann trügerisch sein. Viele Menschen gestalten ihre Häuser in erster Linie, um Gäste zu beeindrucken. Sie versuchen, Kultiviertheit vorzutäuschen. Für Menschen, die nicht wirklich lesen, ist es nur wichtig, dass die Regale hübsch aus-

sehen. Billy Baldwin, ein grosser amerikanischer Innenarchitekt, sagte einmal: «Bücher gestalten einen Raum.» Sie machen ihn sanfter, gemütlicher. Jeder richtet seine Bibliothek also auch nach optischen Kriterien ein. Aber ich würde keinen Auftrag annehmen, bei dem ich nur Bücher mit rotem Schutzumschlag suchen soll.

#### *Sie beraten Ihre Kunden also auch bei der Auswahl der Möbel?*

Ja, ich richte alle Bibliotheken persönlich ein. Normalerweise ordne ich die Bücher thematisch, aber ich stelle sie auch so hin, dass es gut aussieht. Das ist ein wichtiger Aspekt jeder Bibliothek.

#### *Kann man dabei so viel falsch machen?*

O ja! Viele stopfen ihre Regale mit Nippes voll oder lassen riesige Lücken. Unterschiedlich grosse Bücher sollten auch nicht wie Orgelpfeifen angeordnet werden. Ich stelle meistens drei grosse Bände zusammen, damit nicht einer heraussticht. Und ich berate bei Beleuchtung, Büchertischen und vor allem Leitern.

#### *Wieso ausgerechnet Leitern?*

Weil jede Bibliothek eine braucht und die guten schwer zu finden sind.

#### *Es darf keine Lücken geben, aber in volle Bibliotheken passt kein neues Buch mehr hinein. Wie gehen Sie mit diesem Dilemma um?*

Das fragt mich jeder! Man muss seine Bibliothek eben auch ein bisschen selbst kuratieren und jene Bücher aussortieren, die man wirklich nie lesen wird. Man kann sie aber auch anderswo unterbringen, im Gästezimmer oder im Wohnzimmer.

#### *Wie viele Bücher stehen in Ihrer persönlichen Bibliothek?*

Um die tausend. Manche verkaufe ich auch wieder – ich bin da nicht besonders sentimental, weil ich

ANZEIGE



weiss, dass ich sie wiederfinden kann. Es gibt nur sehr wenige, die ich nicht hergeben würde, darunter eine Erstausgabe von Siegfried Sassoons «Memories of a Fox-Hunting Man». Nach diesem Buch habe ich mein Leben lang gesucht.

*Haben Sie alle tausend Bücher gelesen?*

Selbstverständlich nicht! Aber ich werde es tun.

*Was war die grösste Sammlung, die Sie je zusammengestellt haben?*

Zwischen 7000 und 9000 Bücher für Steven Schwarzman, Mitbegründer des Finanzunternehmens Blackstone Group. Er ist im Vorstand der New York Public Library und spendete 2008 100 Millionen Dollar, worauf die ein Gebäude nach ihm benannt haben. Er weiss es zu schätzen, das Beste von allem zu haben.

*Aber diese 9000 Bücher wird er wohl nie lesen.*

Er sammelt Bücher, wie andere Porzellan oder moderne Kunst sammeln. Menschen sind von Natur aus Sammler. Das macht sie stolz. Es gibt Menschen, die Erstausgaben von modernen Klassikern sammeln und sie wahrscheinlich nicht alle gelesen haben. Es geht ihnen um die Sammlung. Das ist höchst befriedigend für sie.

*Welches war die teuerste Sammlung?*

Das war eine Bibliothek mit 4000 Büchern, darunter viele wichtige Erstausgaben sowie ein komplettes Set über Darwin. Sie hat knapp eine Million Dollar gekostet. Diese Bibliothek ging über zwei Etagen, die Holzpaneele wurden in Paris hergestellt und dann in die USA gebracht. Normalerweise beginnen meine Bibliotheken bei 20 000 Dollar. Ich arbeite für Kunden, die nur ein Buch suchen – oder auch Tausende. Ich verwende Instagram als Werbepattform und bekomme dort Anfragen aus aller Welt.

*Verdienen Sie heute mehr als früher bei Goldman Sachs?*

Nein, das werde ich nie erreichen. Aber es gab ein paar gute Jahre. Denn der Handel mit vergriffenen Büchern ist viel profitabler als jener mit Neuerscheinungen. Dort sind die Margen klein.

*Sie haben auch für Oprah Winfrey Bücher besorgt.*

Der Verlag ihres Magazins wollte ihr ein spezielles Geburtstagsgeschenk machen. Und das war ich. Ich bekam den Auftrag, ihre Bibliothek zu katalogisieren, zu konservieren, zu vervollständigen und sie zu beraten. Als ihr Geburtstag nahte, wollten sie ihr aber auch etwas geben, was sie in der Hand halten konnte. Eines ihrer Lieblingsbücher ist «To Kill a Mockingbird» von Harper Lee. Ich fand eine gut erhaltene Ausgabe und überlegte dann, ob es nicht toll wäre, wenn Harper Lee das Buch signieren könnte. Das schien allerdings schier unmöglich, denn Harper Lee lebte zurückgezogen. Wir fanden ihre Adresse, die allerdings ein Postfach war. Was ein bisschen beunruhigend war, denn man will etwas so Wertvolles nicht an ein Postfach schicken. Wir riskierten es dennoch. Ich verpackte das Buch, schrieb einen Brief mit der Bitte, es für Oprah zu signieren, und legte ein Rückcouvert bei. Als ich es zur Post brachte, dachte ich, dass ich dieses Buch nie im Leben wiedersehen würde. Zwei Wochen später kam es mit einer Widmung zurück. Es war wunderbar.

*Welche Bibliothek hätten Sie gern für sich selbst behalten?*

Für Oprah Winfreys Bibliothek habe ich Erstausgaben aller Romane zusammengesucht, die mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet worden sind. Für diese Bücher haben wir dann wunderschöne Hüllen entworfen, um sie vor Licht zu schützen. Eine solche Sammlung haben nicht viele. Ich hätte die auch gern. Aber das wäre ein extrem teures Unterfangen. Ja, manchmal habe ich Bibliothek-Neid.

*Sigrid Neudecker ist Journalistin; sie lebt in Hamburg.*

ANZEIGE



\*\*\*\*\*  
**SUVRETTA HOUSE**  
ST. MORITZ

Kunst erleben «chasing the light» –  
stilvollen 5-Sterne-Komfort geniessen

Suvretta Art Week – Kunst-Package  
vom 27. August bis 3. September 2017  
7 Übernachtungen inkl. Halbpension  
und Art Week ab CHF 2 420.– pro Person

CH-7500 ST. MORITZ  
TELEFON +41 (0)81 836 36 36  
WWW.SUVRETTAHOUSE.CH



# Der futurologische Prozess

Im Internet Archive in San Francisco wird alles gespeichert, was im Netz auftaucht und verschwindet – es ist eine digitale Bibliothek von Alexandria.

*Von Christoph Drösser*

Das Internet vergisst nichts – der Satz könnte falscher nicht sein. Gut, manchem mag ein Bild aus vergangenen Tagen peinlich sein, das plötzlich wieder zum Vorschein kommt. Aber viel häufiger ist der Fall, dass man eine Seite aufrufen will und die berüchtigte Meldung erhält: «404 – File not found». Eine Website lebt im Durchschnitt 100 Tage, bevor sie verschwindet oder verändert wird. Das Internet ist sehr vergesslich.

Brewster Kahle kämpft dagegen, seit 1996. In jenem Jahr gründete er das Internet Archive, ein Archiv des weltweiten Netzes, das die Nutzer vor allem durch die Wayback Machine (<https://archive.org/web>) kennen: Stossen sie beim Stöbern im Netz auf die 404-Seite, dann können sie die Adresse in diese Suchmaschine der besonderen Art eingeben und vergangene Versionen der Seite abrufen, häufig mehrere. Nicht das ganze Netz, aber die unvorstellbare Zahl von einer Milliarde Websites besucht der Kriech-Algorithmus des Archivs in regelmässigen Abständen und speichert ihren Inhalt.

Wie das Internet Archive arbeitet, kann man jeden Freitagmittag erleben. In einem ehemaligen Sakralgebäude der «Kirche Christi, Wissenschaftler» in San Francisco, in dem die gemeinnützige Organisation seit 2009 residiert. Man habe das klassizistische Gebäude mit dem Säulenportal gekauft, damit das Büro endlich so aussehe wie das Logo des Internet Archive, scherzt der 56jährige Kahle. Das gleicht einem griechischen Tempel und soll an die legendäre Bibliothek von Alexandria erinnern, die einen ähnlich universellen Anspruch hatte: das gesamte Wissen der Menschheit zu sammeln.

Nun sitzen hier die Mitarbeiter sowie interessierte Gäste zwischen den Computern an langen Tischen, geniessen das kostenlose Buffet, und jeder steht kurz auf und sagt, woran er gerade arbeitet. Da ist der Mitarbeiter, der ein Verfahren

austüfelt, um die Fernsehnachrichten aller US-Sender automatisch zu verschlagworten; der Programmierer, der neue Schnittstellen für öffentliche Bibliotheken im ganzen Land baut; und der Künstler in Residenz, der eine riesige Skulptur aus ausgedienten Festplatten errichten möchte. Aber auch der NZZ-Folio-Reporter soll erzählen, was er hier will. Komplette Offenheit, darum geht es – ein starker Kontrast zum Geist der Geheimhaltung, der in den grossen Internetfirmen im Silicon Valley herrscht.

«Universeller Zugang zu allem Wissen», das Motto verfolgte Brewster Kahle schon, bevor das Haar auf seinem Kopf lichter wurde und nur noch ein wild gelockerter Haarkranz übrigblieb. «Seit 1980 wollte ich diese Bibliothek bauen», sagt er. Eine zweite Bibliothek von Alexandria, diesmal digital und frei zugänglich für jeden, überall auf der Welt. Alle Bücher, alle Filme und Fotos, alle Musik, die je aufgenommen wurde. Und dazu eben die Artefakte des Computerzeitalters: neben dem World Wide Web und Milliarden Tweets auch Computerspiele und Software.

Bevor dieser Traum zumindest in Ansätzen wahr werden konnte, musste allerdings noch einiges erfunden werden, nicht zuletzt das World Wide Web. Es traf sich gut, dass Kahle in den 1990ern mit dem Verkauf zweier Firmen, mit denen er Suchtechniken fürs Internet entwickelt hatte, ziemlich reich wurde. So war er nicht auf Investoren angewiesen, als er sein monumentales Speicherwerk begann. Und er konnte dagegenhalten, als nach der Jahrtausendwende Google daranging, millionenfach Bücher einzuscannen und dem eigenen Archiv einzuverleiben. Das Internet Archive entwickelte ein eigenes Scanprojekt, das bis heute läuft und vor allem Bibliotheken angeboten wird. Für 10 Cents pro Seite können die ihren Bestand digitalisieren lassen – und eine Kopie bleibt

selbstverständlich beim Internet Archive. So hielten es auch die ptolemäischen Könige in Alexandria. Sie kopierten die Schriftrollen, die sie sich von den Kapitänen der einlaufenden Schiffe ausliehen.

Nach dem Mittagessen, auch das ist eine wöchentliche Routine, lässt es sich Brewster Kahle nicht nehmen, die Besucher durch die Räume zu führen und ihnen sein Archiv zu erklären. Höhepunkt ist der Besuch des ehemaligen Kirchenraums, in dem noch immer die alten Bänke stehen. Statt von Gläubigen werden sie von kindergrossen Keramikstatuen der hundert Mitarbeiter bevölkert. Und in den grossen Wandnischen stehen keine Heiligenfiguren, sondern Serverschränke, in denen die über 30 Petabyte an Daten gespeichert sind, die sich in den letzten zwanzig Jahren angesammelt haben.

Was kann man sich unter 30 Petabyte vorstellen? Früher hat man Speicherplatz gern in bedruckten Schreibmaschinenseiten angegeben, aber die Zahl von 15 Billionen Seiten ist nicht weniger abstrakt. Konkreter ist der Vergleich mit einer üppigen PC-Festplatte, die heute ein Terabyte fasst. 30 000 von denen wären nötig, um die Datensammlung aufzunehmen, und alleine die Wayback Machine, das Web-Gedächtnis, wächst jedes Jahr um 4000 dieser Festplatten.

Aber Brewster Kahle bleibt bei seiner Führung auch neben einem Grammophon stehen und legt eine 78er-Platte mit Jazzmusik aus den 30er Jahren auf, die blechern aus dem Trichter schallt. Gerade hat das Internet Archive damit begonnen, den Klang möglichst vieler dieser alten Schellackplatten, der mit jedem Abspielen schlechter wird, zu digitalisieren und damit für die Nachwelt zu erhalten. Es schneidet auch rund um die Uhr das Programm von 61 Fernsehsendern in 25 Ländern mit. Es unterhält mehrere Lagerhallen, in denen Bücher nach dem Einscannen sicher aufbewahrt werden. Die

Liebe zu den alten analogen Medien war einer der Antriebe für das digitale Archiv.

Aber was ist mit dem Urheberrecht? Irgendwann kommt diese Frage immer, wenn es um Digitalisierungsprojekte geht. Er interessiert sich nicht für das Urheberrecht, antwortet Brewster Kahle, aber das ist natürlich Koketterie. Der Mann kennt sich sehr gut aus mit den rechtlichen Bestimmungen, aber er will sich von ihnen nicht leiten lassen. «Wenn Sie in eine Bibliothek gehen», sagt Kahle, «dann sind fast alle Werke dort urheberrechtlich geschützt. Aber die Bücher sind nicht danach sortiert, ob sie gemeinfrei sind oder noch geschützt – Sie suchen einfach das beste Buch zu einem Thema!» Wenn man zu viel über rechtliche Fragen nachdenkt, dann verliert man das eigentliche Ziel aus dem Auge. «Und dann lernen die Leute nur von dem, was gerade im Netz verfügbar ist – und das ist oft nicht genug.»

Urheberrecht ist eine komplizierte Angelegenheit. Die Regelungen unterscheiden sich von Land zu Land. In den meisten europäischen Ländern erlischt das Recht 70 Jahre nach dem Tod des Autors, in den USA haben Firmen wie Disney dafür gesorgt, dass praktisch auf allen Werken, die nach 1923 erschienen sind, ein Copyright liegt. Bei einem grossen Teil davon, den sogenannten verwaisenen Werken, ist der Rechteinhaber nicht zu ermitteln, trotzdem dürfen sie nicht einfach im Internet zum Lesen freigegeben werden.

Das ist Brewster Kahle ein Dorn im Auge, und wenn er dem Konkurrenten Google dankbar ist, dann für die Unverfrorenheit, mit der die Firma ihre Scankampagne vorangetrieben hat. «Sie haben einen kommerziellen Ansatz, aber sie haben auch von Gerichten feststellen lassen, dass der Akt der Digitalisierung okay ist.» Das heisst: Speichern darf man, veröffentlichten nicht unbedingt. Erst einmal alles retten! Und wenn ein

einzelner Urheber Einspruch erhebt, dass seine Website, seine Musik, sein Buch auf den Servern des Internet Archive lagere, dann wird das Werk eben gelöscht.

Das ist auch ein Grund, warum das Internet Archive zwar mit der Library of Congress in Washington zusammenarbeitet, aber keinen Wert darauf legt, Teil dieser öffentlichen Einrichtung zu werden. «Wären wir in dieser Struktur drin, würde uns das nur aufhalten», sagt Kahle. Als unabhängiger Archivar kann er sich auch unkonventionelle Partner suchen. Die Rettung des Kulturerbes ist für ihn nicht nur ein Job für die Regierung. «Wir müssen die Fanatiker unterstützen, die Menschen, die sich wirklich tief um etwas sorgen!» sagt er, und dann blitzen seine graublauen Augen selber ein bisschen fanatisch. Er lobt zum Beispiel den vergangenen Jahr in Frankreich ausgehobenen illegalen Musik-Tauschring What.CD als «die beste Musikbibliothek, die je von Menschen gebaut wurde».

Im Bereich der Bücher ist die Lösung für das leidige Urheberrechtsproblem das System der öffentlichen Bibliotheken. Die dürfen alle ihre Bücher praktisch kostenlos an ihre Nutzer ausleihen. Das gedruckte Buch, aber auch eine digitale Kopie, solange jedes Exemplar zu jeder Zeit nur im Besitz eines Lesers ist. Also unterstützt das Internet Archive die Bibliotheken bei der Digitalisierung und vermeidet dabei doppelte Arbeit: Jedes Buch muss nur einmal gescannt werden und kann dann vielen Bibliotheken zur Verfügung gestellt werden.

Und für einen Betrag von 100 Millionen Dollar könnte man sämtliche öffentlichen Bibliotheken der USA komplett digitalisieren – jedes Buch, das irgendwo in einem Regal verstaubt, wäre damit landesweit zur Ausleihe verfügbar. Dazu hat das Internet Archive gerade einen Antrag bei der MacArthur Foundation eingereicht und ist unter den letzten acht

Bewerbern. Die Summe wurde ausgelobt für Projekte, die ein grosses Menschheitsproblem lösen. Die Konkurrenz ist hart: Bei den anderen Projekten geht es um die Ausrottung von Krankheiten und um die Unterstützung von Waisenkindern – kann sich die Idee, vier Millionen Bücher zu digitalisieren, dagegen behaupten?

Bücher sind noch ein relativ einfach zu lösendes Problem für die digitalen Archivare. Man fotografiert sie ab, lässt die Bilder durch ein Schrifterkennungsprogramm laufen, und schon hat man den Text erfasst. Je älter unsere Medien, umso besser haben sie dem Zahn der Zeit getrotzt. Die alten Schellackplatten kann jeder hören, der ein Grammophon besitzt oder zur Not nachbaut. Schwieriger ist es mit den Artefakten, die von vornherein nur in digitaler Form existierten, selbst wenn man sie über Jahrzehnte gespeichert hat.

Das muss jeder erfahren, der versucht, auf einem heutigen Rechner ein Dokument zu öffnen, das er vor zwanzig Jahren mit einem Textverarbeitungsprogramm wie Word Perfect erstellt hat. Selbst wenn er noch die Programmdisketten von damals besitzt – in moderne Rechner kann man sie nicht hineinschieben, und selbst wenn man es könnte, lief die Software wahrscheinlich nicht. Um diese digitalen Medien zu archivieren, reicht es also nicht, die Dokumente zu behalten, man muss auch die Software in die neue Zeit hinüberretten und möglichst auch die Hardware.

Noch schlimmer ist es bei Computerspielen, die längst als Kulturgut gelten: Software, die für eine bestimmte Maschine geschrieben wurde und mit der man ohne die Maschine nicht viel anfangen kann. Es sei denn, man «emuliert» diese Programme auf neueren Rechnern, das heisst: Man übersetzt sie von einer Maschinensprache in die andere. Das Internet Archive hat eine ganze Abteilung, die sich liebevoll um die Wiederbelebung

der piepsenden Computerspiele der 80er und 90er Jahre kümmert, die man dann direkt im Fenster des Webbrowsers spielen kann. Alten Gamern treten die Tränen in die Augen, wenn die MS-DOS-Spiele ihrer Jugend plötzlich wieder auferstehen. «Unsere Server laufen heiss, weil die Leute ständig ‹Oregon Trail› spielen, nur um immer wieder die Nachricht zu bekommen: ‹Du bist an Durchfall gestorben›», sagt Kahle und lacht. In dem Simulationsspiel musste der Spieler seine Siedler zur Westküste bringen – was fast nie gelang.

Auch hier geht das Archiv mit dem Urheberrecht eher nonchalant um: Die meisten Spieleentwickler von damals freuen sich, dass ihre Avatare wieder über den Bildschirm zappeln – und wenn sich einer beklagt, dann nimmt man das Spiel halt vom Server.

Was ist bewahrenswert, was nicht? Der Datenberg der Menschheit wächst von Jahr zu Jahr, zunehmend werden die Bits und Bytes von Maschinen im Internet der Dinge generiert. Will man in fünfzig Jahren noch wissen, wann sich der netzgesteuerte Heizungs-thermostat eingeschaltet hat? Was wichtig ist und was nicht, weiss man immer erst im nachhinein. Die Antwort des Internet Archive lautet: Wir speichern zunächst einmal alles, was Menschen veröffentlicht haben. Auch wenn es nur ein einziger User für wichtig hält.

Die Wayback Machine hat eine App und Plugins für den Webbrowser. Jeder kann sie installieren und dann auf einen Knopf drücken, wenn er beim Surfen auf eine interessante Website stösst – und schon wird der Inhalt der grossen Websammlung einverleibt und regelmässig aktualisiert. Wenig dagegen hält Kahle von der Speicherung von Nutzerdaten, auf die Geheimdienste und Werbetreibende so scharf sind. Das Internet Archive kann wenig Auskunft über seine Besucher geben, weil die IP-Adressen der Gäste nicht festgehalten werden. «In diesen Daten steckt Gift», sagt Kahle, «die speichern wir nicht.»

Die grosse, legendäre Bibliothek von Alexandria, von der keine Überreste existieren, wurde irgendwann niedergebrannt oder auf andere Weise zerstört, die Historiker sind sich da nicht einig. Aus ihrem Schicksal haben die Pioniere der modernen Universalbibliothek zwei Dinge gelernt: Erstens, schaffe rund um die Welt viele Sicherungskopien aller Dateien – eine Kopie des Internet Archive lagert sogar im heutigen Alexandria.

Und die zweite Lehre: Mache dich nicht von den Herrschenden abhängig, auf die ist kein Verlass. Am Tag nachdem Donald Trump zum Präsidenten gewählt worden war, sagte Kahle alle Termine ab: Das grosse Löschen musste verhindert werden. Es galt, die Webinhal-

te der Regierungsserver aus der Obama-Ära für die Nachwelt zu erhalten. Forscher an wissenschaftlichen Institutionen wie der Umweltschutzbehörde EPA und der Nasa veranstalteten grosse Datenrettungs-Events, und das Internet Archive bot seine Server als sicheren Hafen an. Wie es aussieht, ist die Mission geglückt.

Die Gesetze des Hammurabi sind nach fast 4000 Jahren noch auf steinernen Stelen zu lesen – die meisten Dokumente aus der Frühzeit des World Wide Web sind schon nach weniger als 30 Jahren für immer verloren. Für künftige Historiker könnte unsere Gegenwart das flüchtigste aller Zeitalter sein. Dem arbeiten Leute wie Brewster Kahle entgegen, indem sie alle Medien digitalisieren, deren sie habhaft werden können, Sicherungskopien anfertigen und die Daten immer wieder auf die neuesten Speichersysteme übertragen. Viele der Daten werden nie von einem Menschen angeschaut oder angehört werden, das ist das Schicksal jedes grossen Archivs. Vielleicht sind sie ja interessant für die künstlichen Intelligenzen, die wir schaffen. «Wenn wir schon unsere neuen Herren bauen, dann sollen sie wenigstens gute Bücher lesen», sagt Brewster Kahle – und er meint es nur halb im Scherz.

---

*Christoph Drösser ist freier Journalist; er lebt in San Francisco.*

ANZEIGE

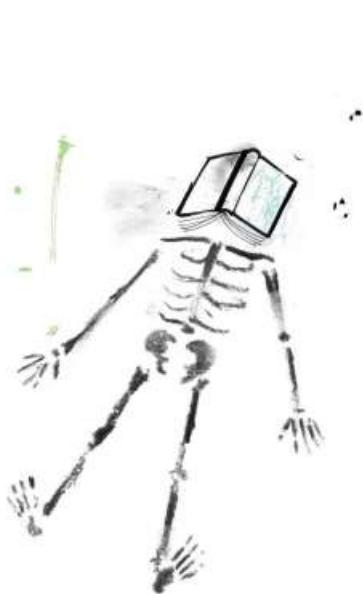
# Mit Sicherheit ein ungestörtes Lesevergnügen.

 **SECURITAS**

# Letzte Mahnung

Haben Sie Bücher zu Hause, die überfällig sind? Behalten Sie sie noch eine Weile. Die Geschichte zeigt: Je später die Rückgabe, desto grösser der Ruhm.

*Text Reto U. Schneider; Illustrationen Jan Robert Dünnweller*



## 133 Jahre

Als junger Mann liess Rusholme Hutton 1883 in der Armley Library von Leeds «The Siege of Troy and the Wanderings of Ulysses» aus, 133 Jahre später schickte sein 73jähriger Enkel die Sammlung griechischer Sagen zurück. Stephen Hutton hatte das Buch 1971 von seiner Mutter geerbt und wollte es «schon immer zurückbringen», wie er der Zeitung «Mirror» sagte. Warum er trotzdem noch 45 Jahre, also bis 2016, damit gewartet hat, bleibt unklar. «Ich war eher zögerlich», begründete er in einem Brief an die Bibliothek in Leeds die späte Rückgabe mit britischem Understatement. Sicher ist, dass die Sagensammlung damit den Rekord für die längste Ausleihdauer errungen hat.



## 100 Jahre

Als die öffentliche Bibliothek von San Francisco im Januar 2017 eine Amnestie für überfällige Bücher ankündigte, wusste Webb Johnson, dass sein Moment gekommen war. Er schnappte sich die Kurzgeschichtensammlung «Forty Minutes Late» («Vierzig Minuten zu spät»), die er 1996 im Familiennachlass entdeckt hatte, und brachte sie zurück – hundert Jahre zu spät. Seine Urgrossmutter hatte das Buch 1917 ausgeliehen und war kurz darauf verstorben. Mahngebühr-Amnestien sind unter Bibliothekaren umstritten. Gegner befürchten, dass durch sie der Anreiz verloren geht, überfällige Bücher zu anderen Zeiten zurückzubringen. Doch gegen den Erfolg des «Fine Forgiveness Program» bleiben solche Argumente auf der Strecke: In San Francisco wurden während der sechs Wochen dauernden Amnestie 699 563 Bücher, CD und DVD zurückgebracht.



## 69 Jahre

Wenn es je einen triftigen Grund gab, ein Buch nicht fristgerecht in die Bibliothek zurückzubringen, dann jener des alten Mannes, der im Winter 2013 die Zentralbibliothek in Tallinn, Estland, aufsuchte. Vier Tage nachdem er am 7. März 1944 den Roman «Kulmale Maale» ausgeliehen hatte, wurde die Bibliothek bombardiert. Trotzdem war er untröstlich, als er das Buch 69 Jahre zu spät zurückgab, und befürchtete, er müsste die Mahngebühr von umgerechnet 2000 Franken bezahlen. Sie wurde ihm erlassen.



## 47 Jahre

Obwohl sich die Mahngebühren über die Jahre zu ansehnlichen Beträgen summieren, kann sich ihre Bezahlung lohnen. 1955 lieh Emily Canellos-Simms in der Kewanee Public Library in Illinois die Kinderverse «Days and Deeds» aus. 47 Jahre später fand sie das Buch im Haus ihrer Mutter, wo es pro Tag zwei Cents Mahngebühren angesammelt hatte. Canellos-Simms bezahlte die 345 Dollar und 14 Cent und entdeckte dabei eine der billigsten Möglichkeiten, ins «Guinness Book of Records» zu kommen. Dort steht unter «Höchste bezahlte Bibliotheksmahngebühr» seit 2013 ihr Name. Das wird sich allerdings ändern. In der Zwischenzeit hat nämlich ein Professor der Insektenkunde der Linton Public Library in Indiana 436 Dollar und 44 Cent bezahlt für das Buch «The Moths of the Limberlost», das er als Achtjähriger ausgeliehen hatte.



## 38 Jahre

Bob James wurde nicht bestraft dafür, dass er ein Buch erst nach 38 Jahren zurückbrachte, sondern geehrt. Der Marinesoldat lieh 1979 in der Tompkins County Public Library in Ithaca, New York, eine Ausgabe von J. R. R. Tolkiens «Hobbit» aus. Danach stach er in See und gab das Buch anderen Soldaten zu lesen. «Manchmal gab es eine Warteliste», sagte James dem Fernsehsender CNY Central. Er schätzt, dass sein «Hobbit» auf mindestens acht Kriegsschiffen im Pazifik gelesen worden ist. Als er das Buch Ende 2016 zurückbrachte, hatte die Bibliothekarin nur Lob übrig. «Er ist der beste Botschafter für die Bibliothek, den es gibt», sagt die Direktorin Susan Currie, die das Exemplar mit einem Klebezettel versah, auf dem steht: «Zu Ehren von Bob James, einem Mann wie Gandalf, der weiss, dass es die kleinen alltäglichen Taten gewöhnlicher Leute sind, die die Dunkelheit in Schach halten.»



## 3 Jahre

Dass die Angst vieler Bibliotheksbenutzer vor den Folgen zu spät zurückgebrachter Bücher nicht unbegründet ist, zeigt der Fall der Kanadierin Annie Moreau. Sie hatte fünf Bücher, die sie 2007 in der Bibliothek von Repentigny, Québec, ausgeliehen hatte, bis 2010 nicht zurückgebracht. Da sie die Gebühr von 268 Kanadischen Dollar und 78 Cent nicht bezahlen konnte, sollte sie elf Tage ins Gefängnis. Nach einer Nacht hatte ihre Familie jedoch das Geld aufgetrieben, und ihr blieb die restliche Haft erspart. Viele Publikumsbibliotheken in den USA haben ihre Mahngebühren in letzter Zeit drastisch gesenkt oder ganz abgeschafft. Es setzte sich die Einsicht durch, dass sie vor allem Kinder aus armen Familien bestrafen, für die selbst geringe Beträge bedeutend sind. Dabei wäre es gerade für diese Kinder besonders wichtig, Bücher und Bibliotheken in ihr Herz zu schliessen.

---

Auf welche Weise kann man  
Bücher horten? Die deutsche  
Fotografin *Candida Höfer*  
dokumentiert die Vielfalt  
von Bibliotheken.

---

# Die Schatzinseln

Handelingskamer Tweede Kamer der Staten-Generaal, Den Haag (S.51); Bibliothèque Nationale de France, Paris (S.52).









Stadtschloss Weimar (S. 54); Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich (S. 55).







Sächsisches Staatsarchiv, Dresden (S. 58); Deichmanske Bibliotek, Oslo (S. 59).





0513

*Von Fason Ruiter*

35692

# Stolz und Fehlurteil

35577

Wie ein besonders eifriger Leser eine kleine Landbibliothek in Florida in Bedrängnis brachte und ihren Leiter ins Verderben stürzte.

37807

**G**eorge Doré hat keine Ahnung, warum er im Herbst 2016 diese E-Mail bekommt: Er solle sich auf dem Amt vom Lake County einfinden, steht da, und zwar sofort. Doré ist der Leiter einer kleinen Landbibliothek in Florida, die umgeben ist von Rinderfarmen; rund 600 Menschen leben in ihrem Einzugsgebiet. Er kann sich den Befehl seiner Vorgesetzten nicht erklären. Aber er hat kein gutes Gefühl. Als er auf dem Amt eintrifft, teilt man ihm mit, er und seine Bibliothek seien Gegenstand einer Untersuchung: In den Ausleihdaten seien Ungeheimheiten entdeckt worden. Noch ahnt Doré nicht, dass dies der Anfang vom Ende ist. Denn bald schon werden die Ermittler auf einen Kunden stossen, der sich äusserst verdächtig verhielt. Ein Mann namens Chuck Finley.

Chuck Finley ist ein aussergewöhnlicher Leser mit breiten Interessen. Er holt sich Gartenbücher und Romane aus der Bibliothek, er begeistert sich fürs Nähen und fürs Heimwerken, für amerikanische Geschichte und für philosophische Werke über Freiheit oder Mord. Die Titel, die Finley in den vergangenen Monaten ausgeliehen hat, reichen von Klassikern wie «Vom Winde verweht» über «Pitbulls für Dummies» bis hin zur «Hühner- und Geflügelbibel», einem Kochbuch mit 150 Schritt-für-Schritt-Rezepten.

Aber Chuck Finley ist nicht nur ein aussergewöhnlich vielseitiger, sondern auch ein aussergewöhnlich schneller Leser. 2316 Werke hat er innert neun Monaten ausgeliehen; im Durchschnitt verschlingt er fast zehn Bücher am Tag. Und viele davon bucht er nur für wenige Stunden aus.

Ein anonymen Hinweis, dass es in Dorés Bücherei nicht mit rechten Dingen zugehe, hatte die Untersuchung ausgelöst. Aber auf die Spur von Chuck Finley brachte die Ermittler seine eigenwillige Kombination von Büchergeschmack und Lesetempo.

George Doré, ein Mann mit rundem Bauch und randloser Brille, war seit je ein Büchernarr. Der 54jährige verbrachte schon als Kind ganze Sommer über Romane gebeugt, die er sich in der Bibliothek ausgeliehen hatte. Er mochte vor allem Spionagethriller, Krimis und Abenteuergeschichten. Clive Cussler zählt er bis heute zu seinen Lieblingsautoren: Kühne Helden arbeiten im Auftrag der Regierung und bekommen es mit undurchschaubaren Organisationen zu tun. Doré studierte Russisch und Geschichte, um später für den Nachrichtendienst als Übersetzer zu arbeiten; das Leben sollte aufregend und international wie in den Romanen sein. Weil er dann aber keine Stelle im Nachrichtendienst fand, landete er schliesslich in einer Universitätsbibliothek.

Auch der Job in einer Bibliothek in Florida, den er Ende der 1990er Jahre übernahm, brachte ihm zunächst nur wenig Abenteuer, dafür viel Freude. Nicht nur, weil er seine Frau in der Bibliothek kennenlernte. Seine Vorgesetzten gaben ihm bald den Auftrag, drei neue Büchereien auf dem Land zu eröffnen. Er stellte Mitarbeiter an, kaufte Bücher im Wert von Hunderttausenden von Dollars ein und wurde zu einem Vollblutbibliothekar. Doré habe die Menschen in der Gegend gekannt und verstanden; er habe dieses Gespür gehabt, das einen wirklich guten Bibliothekar ausmache, sagt ein ehemaliger Vorgesetzter: «Er wusste, was für die Leute wichtig war, und er wusste, wie man dafür kämpft.» Doré kämpfte fast 17 Jahre lang – gegen immer neue Budgetkürzungen, gegen den Benutzerschwund und gegen drohende Schliessungen. Doch als ein Kollege im vergangenen Jahr in sein Büro trat und einen Vorschlag machte, wie man gefährdete Bücher vor dem Verschwinden retten könnte, ging er einen Schritt zu weit. Die beiden erschufen einen fiktiven Benutzer: Chuck Finley.

Das Aussortieren von Büchern ist für jeden Bibliothekar ein heikles Thema. Einerseits ist es ein normaler Prozess. Jede Bücherei muss ihren Bestand laufend überprüfen, um Platz zu schaffen für Neuheiten. In der Regel werden einerseits jene Bücher aussortiert, die in schlechtem Zustand sind, andererseits solche, die kaum je gelesen werden. Heute passiert das automatisch. Computerbasierte Ausleihsysteme erstellen Listen mit Büchern, die lange nicht mehr ausgeliehen wurden; die kritische Zeitspanne liegt je nach Programm bei zwei oder drei Jahren.

Bis 2015 war dieses Aussortieren eine stille und unaufgeregte Tätigkeit. Dann aber erfuhr die amerikanische Öffentlichkeit dank einem Whistleblower, dass die öffentliche Bibliothek im kalifornischen Berkeley übermässig viele Bücher aussortiere. Andere Bibliothekare schlugen Alarm, Wörter wie «Ausbluten» und «Säuberung» fielen, vor der Bücherei wurde demonstriert, und viele Benutzer gingen in den legalen Widerstand. Sie liehen sich nun gleich fünfzig Bücher aufs Mal aus – die maximal erlaubte Anzahl –, damit diese nicht auf der Liste der ungelesenen Werke landeten.

Natürlich müssten Büchereien Bücher los werden, sagte eine pensionierte Bibliothekarin, die den Protest unterstützte. «Das Problem war, dass sie wirklich grossartige Bücher rausschmissen.» Der Kampf in Berkeley endete schliesslich mit einem Sieg der Bibliophilen: Der Leiter der Bibliothek musste zurücktreten, der Bürgermeister ernannte den 28. Februar zum Whistleblower-Tag der Büchereien. Die Untersuchungen hatten ergeben, dass nicht 2000 Bücher aussortiert worden waren, wie behauptet, sondern 39 140. Allerdings: In den zwei Jahren davor waren ebenfalls mehr als 50 000 Bücher entsorgt worden, ohne dass ein einziger Mensch dagegen protestiert hätte.

Vielleicht muss man die Erschaffung des fiktiven Mister Finley vor diesem Hintergrund sehen. In Dorés kleiner Landbibliothek sollte nämlich er gefährdete Bücher vor der Aussortierung retten. Doré und sein Kollege richteten ihm ein Benutzerkonto ein und statteten ihn mit Adresse, Telefon- und Fahrausweisnummer aus – alles erfunden. Den Namen aber gab es wirklich: «Chuck Finley» war das Alias einer Figur aus «Burn notice», einer Fernsehserie über Spione.

Neun Monate lang buchte Finley Werke aus und oft gleich wieder ein, damit sie nicht auf der Eliminierungsliste auftauchten. Es waren Bücher, von denen Doré glaubte, dass seine Benutzer sie schätzten, selbst wenn sie sie kaum ausleihen: über amerikanische Geschichte, Freiheit oder Mord,

**Für Menschen, die Bücher lieben, ist George Doré ein strahlender Held, der die Zivilisation vor der Barbarei der Algorithmen rettet.**

übers Gärtner, Nähen und die Zubereitung von Hähnchen.

Nach der ersten E-Mail an Doré brauchen die Ermittler knapp einen Monat, um dem System auf die Schliche zu kommen. Sie analysieren die Ausleihdaten und befragen die vier Mitarbeiter, sie studieren Regelwerke und Gesetzbücher. Schliesslich kommen sie zum Schluss, dass die Erschaffung des Chuck Finley nicht nur ein Vergehen, sondern sogar eine Straftat sein könnte. Denn die «Fälschung eines Eintrags in einem öffentlichen Register» steht in Florida unter Strafe. Am 27. Dezember 2016 wird George Doré entlassen; nicht einmal seine persönlichen Sachen darf er noch aus dem Büro holen.

Doch für Menschen, die Bücher lieben, ist George Doré kein Angestellter, der Kompetenzen überschritten hat, und erst recht kein

ANZEIGE

## Betten & Bibliothek

Wir könnten Bücher schreiben! Kochbücher zum Beispiel. Aber auch Gästebücher, denn wir betreiben nicht nur das Bistro der Zentralbibliothek, sondern auch Bäckereien, Mensen, Restaurants und die 17 Sorell Hotels – in der ganzen Schweiz.



Die Gastronomiegruppe

Seit 1894 sind wir mit Herz und Seele für unsere Gäste da. Mit 2700 Gastgeberinnen und Gastgebern an über 180 Standorten. [zfv.ch](http://zfv.ch)



Krimineller. Erste Zeitungsartikel erscheinen, und die Leser sind sich einig: Dorés Tat ist nicht kriminell, sondern mutig und er selbst ein Held, der die Zivilisation vor der Barbarei der Algorithmen rettet.

Viele Berufskollegen allerdings sehen in Doré keinen Robin Hood der Büchereien. Julie Todaro etwa, die Präsidentin des amerikanischen Bibliothekenverbands, sagt, sie sei schockiert gewesen, als sie vom Fall Chuck Finley gehört habe, «schockiert und empört». Gerade Bibliotheken müssten ihre Entscheidungen auf perfektes Datenmaterial abstützen, um zu überleben. «Man braucht einen wissenschaftlichen Ansatz, um die Bestände zu verwalten.»

Auch Jeff Cole, der im Lake County für die öffentlichen Mittel zuständig ist, verteidigt die Entlassung von George Doré. Es sei dabei ja nicht in erster Linie um Bücher

gegangen, sagt er. «Es ging um den Tatbestand der Fälschung.»

Doch es liegt eine Ironie in der Geschichte. Doré und sein Kollege wollten nämlich weder betrügen noch das System als solches austricksen. Das Computerprogramm, mit dem man in ihrem Bezirk arbeitet, gibt die Bücher nicht einfach so zur Vernichtung frei. Es registriert, wenn ein Buch zwei Jahre lang nicht ausgeliehen wird, und setzt es auf eine Liste. Aber die Bibliothekare dürfen dieses Buch retten. Sie dürfen jedes Buch retten, das ihnen rettenswert erscheint. Die Liste aus dem Computer ist nur als Vorschlag gedacht. Doré und sein Kollege schafften es einfach nicht, Titel, die sie retten wollten, im Computer so zu markieren, dass sie wieder von der Eliminierungsliste verschwanden. Die beiden Bibliothekare hatten den fiktiven Mr. Finley nicht er-

schaffen, um ein grausames, bücherverachtendes System zu bekämpfen, sondern einen Softwarefehler.

George Doré konnte nicht ahnen, dass die Erschaffung des Chuck Finley solche Konsequenzen haben würde. Nach seiner Entlassung hat er sich bei mehreren Büchereien beworben. Keine hat geantwortet. Im Moment kümmert er sich um die Kinder. Seine Frau, eine Krankenschwester, verdient das Geld für die Familie. Er fühle sich wie ein Ausgestossener und befürchte, die Geschichte werde ihn ein Leben lang verfolgen, sagt Doré. «Aber ich habe nichts Falsches gemacht. Daran werde ich festhalten, bis ich sterbe.»

---

*Fason Ruiter ist Reporter beim «Orlando Sentinel».  
Übersetzung: Barbara Klingbacher.*

ANZEIGE

Wir wissen,  
wann es wirklich sauber ist.



**ENZLER REINIGUNGEN AG**

**Hauptsitz**

Förrlibuckstrasse 110  
8005 Zürich

T 044 455 55 00  
F 044 455 55 10

info@enzler.com

[www.enzler.com](http://www.enzler.com)

Zürcherstrasse 139  
8952 Schlieren  
T 044 455 55 55  
F 044 455 55 66

Bürglistrasse 31  
8400 Winterthur  
T 052 224 66 66  
F 052 224 66 67

Rüthhofstrasse 14  
8370 Sirnach  
T 071 421 21 21  
F 071 421 21 22

Fürstenlandstrasse 96  
9014 St. Gallen  
T 071 280 00 77

Hohenrainstrasse 10  
4133 Pratteln  
T 061 827 30 30  
F 061 827 30 33

Im Langacker 22  
5405 Baden-Dättwil  
T 056 444 08 88  
F 056 444 08 89

Weinberglistrasse 4  
6005 Luzern  
T 041 414 39 00  
F 041 414 39 09



**Bücherhaus, später**

In Dänemark verlängert man in der Bibliothek seinen Reisepass, in Winterthur kann man heimwerken. Ist das die Zukunft?

*Von Claudia Mäder*

AS  
CODE  
ab 9

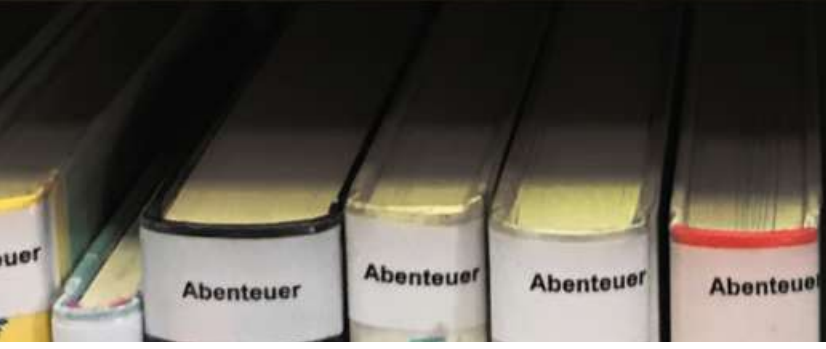
AS  
FANN  
Kids

AS  
CODY  
1  
ab 9

AS  
LENK  
ab 9

AS  
COLL  
Kids

AS  
DATH  
2  
Kids



**M**it Fliegenfischen ist heute nichts. Nur mittwochs sind die Kurse im Programm, die ungeübten Anglern das Fliegenbinden näherbringen, und auch das Wetter lädt an diesem trübkalten Donnerstag in Dänemark nicht zu solchen Abenteuern. Eher würde man sich ins «Strikkecafé» setzen und eine Wollmütze herstellen. Oder unter kundiger Anleitung das defekte Smartphone flicken, mit ein paar Jugendlichen ein Videogame spielen oder, ach ja, den Rückzug in den Ohrensessel antreten und gemütlich ein Buch lesen. Das kann man in der öffentlichen Bibliothek von Århus durchaus – auch wenn es nicht das erste ist, was einem in dem 30 000 Quadratmeter grossen Komplex einfällt. Über 100 Aktivitäten werden hier pro Monat geboten, selbst Amtsgänge kann man erledigen und etwa einen Pass beantragen.

Ist das denn überhaupt eine Bibliothek? Es ist sogar die weltbeste, 2016 wurde sie von der internationalen Bibliothekenföderation zur «Public Library of the Year» gekürt. Viel Ehre für eine Einjährige. Erst 2015 öffnete die Einrichtung mit dem Namen «Dokk 1» ihre Pforten, seit Ende der 1990er Jahre aber war sie in Planung, wie Marie Østergård erklärt. Vom Büro der Bibliotheksdirektorin, verglast wie das ganze Gebäude, überblickt man das Meer. «Dokk 1» ist Teil eines Stadtentwicklungsprojekts, das den früheren Industriehafen in ein Quartier fürs Volk verwandeln soll. «Hier stehen die Menschen im Zentrum, nicht die Bücher», sagt Østergård, die ihre Bibliothek als «community center» sieht – als Ort, an dem Leute zusammenkommen und Wissen austauschen.

Rund 3800 Eintritte verzeichnet der Komplex pro Tag – müsste man ihn einem literarischen Genre zuordnen, dann dem Wimmelbuch. Nicht umsonst mahnen Schilder in der oberen Etage zum Ausziehen der Schuhe: Wo barfüssige Kinder unter Regalen hervorkrabbeln, ist nicht nur aus hygienischen Gründen Vorsicht geboten; die Eltern richten derweil den Lunch oder singen Schlaflieder, anderswo diskutieren Studenten, überall sitzen oder liegen Leute mit Laptops. Wie viele der Besucher eines der 220 000 Bücher zur Hand nehmen, weiss man nicht, ist im «Dokk 1» aber auch nicht von Belang: «Wir verstehen alles, was wir hier bieten, als Bibliotheksdienst: nämlich als Dienstleistung für die Bürger.»

Nordeuropa im allgemeinen und Dänemark im speziellen gelten als Leuchtturm in einer Bibliothekslandschaft, über der sich dunkle Wolken zusammengezogen haben. Der Wandel von der Industrie- zur Informationsgesellschaft, der sich im Stadtbild von Århus beispielhaft zeigt, ist von einer Entwicklung begleitet, die die Büchereien in ihrem Kern trifft. Abgesänge auf die als verstaubt geltende Einrichtung sind im Verlauf der Geschichte zwar immer wieder erklingen. Die digitale Revolution aber rührt ans Prinzip der Bibliothek: In Zeiten, in denen Informatio-

nen jederzeit und überall per Mausklick abrufbar sind, verlieren Bücherhorte ihr Monopol auf die Bereitstellung von Wissen.

Genährt von Projekten wie Google Books, bei dem Millionen von Büchern gescannt und online gestellt wurden, keimte jüngst wieder die alte Hoffnung auf eine Universalbibliothek. Eine globale Sammlung, in der jedes Buch von irgendeinem Gerät aus gratis gelesen werden kann, wird zwar nur schon aus urheberrechtlichen Gründen eine Utopie bleiben. Dennoch stellt die Digitalisierung die Büchereien vor eine elementare Frage: Wenn sich Information zusehends entmaterialisiert, wozu braucht es dann noch den physischen Ort der Bibliothek?

Die dänische Antwort ist eine von vielen. Die öffentliche Bibliothek der Zukunft als «community center» zu konzipieren, dürfte, wie Marie Østergård vermutet, etwas mit einem spezifisch skandinavischen Gemeinschaftsdenken zu tun haben. Auf andere Gesellschaften wird sich das «dänische Modell» wohl nicht ohne weiteres übertragen lassen. Trotzdem pilgern Bibliothekare aus ganz Europa in den Norden, um es zu studieren, und auch in der Schweiz findet es zahlreiche Fürsprecher.

Die hiesigen Bibliotheken lägen zwar in puncto Dynamik international gesehen im vorderen Mittelfeld, heisst es bei Branchenkennern. Doch sie müssten sich unbedingt weiterbewegen. «Übersehen sie die Zeichen der Zeit und bleiben reine Abhollager für Bücher, werden sie ganz schnell überflüssig werden», sagt Rafael Ball. Erfolgreiche Institutionen, glaubt der Leiter der ETH-Bibliothek, werden künftig ähnlich wie in Århus mit anderen Einrichtungen zu einem grösseren öffentlichen Raum verschmelzen, in dem verschiedene Bedürfnisse der Bürger gedeckt werden. «Ob dieser Ort dann Bibliothek heisst, ist eine andere Frage.»

Eher wollte man ihn Gemischtwarenladen nennen. Dass darin auch in fernerer Zukunft ein paar Regale mit Büchern stehen, gilt indes als sicher. In Århus kann man sich den vollständigen Verzicht auf gedrucktes Material genauso wenig vorstellen wie anderswo. Eine bücherlose Bibliothek, die 2013 im texanischen San Antonio eröffnet wurde, hat wohl grosses Presseecho, aber keine Nachahmer gefunden. Das Papier hält sich hartnäckig, zumindest in einer Sparte: Während in vielen Bibliotheken weniger Sachbücher ausgeliehen werden, weil sich die Leute neue Strickmuster oder Kochrezepte im Internet besorgen, setzte sich das Digitale im belletristischen Bereich nicht durch – die E-Book-Angebote der öffentlichen Bibliotheken werden schlechter genutzt als erwartet. Zwar laden immer mehr Benutzer gelegentlich ein elektronisches Buch herunter, aber offenbar weniger aus Liebe zu diesem Medium als aus Gewichtsgründen: Im Sommer, wenn die Leute in die Ferien reisen, schnellt die E-Book-

Ausleihe in die Höhe, um sich nachher wieder bei geschätzten fünf Prozent einzupendeln.

Verantwortlich für diesen tiefen Wert sind die Mängel des Mediums. Musik klingt gleich, egal, ob sie auf CD gebrannt oder gestreamt wird. Ein Film wirkt auf Netflix nicht anders als ab DVD. Aber das digitale Buch beeinträchtigt das Leseerlebnis. Studien belegen: Im Textfluss auf dem Schirm die Orientierung zu behalten fällt dem Hirn schwerer, als sich anhand von rechten und linken Seiten an den Ablauf eines Romans zu erinnern. Solange sich die Struktur des menschlichen Hirns nicht verändert, wird das E-Book die Existenz der Bibliotheken kaum gefährden.

Warum also nicht beim Buch bleiben? Das scheint durchaus ein zukunftsträchtiges Modell zu sein – in Basel jedenfalls wendet man es erfolgreich an. Statt auf Gemischtwaren setzt die dortige Stadtbibliothek auf ein einfaches Sortiment. «Das Buch steht bei uns immer noch im Zentrum», sagt Klaus Egli, der Leiter des Betriebs. Als vor vier Jahren ein grosser Umbau anstand, hat er sich an den Raum- und Verkaufskonzepten des Detailhandels orientiert.

Der physische Ort der Bibliothek ist laut Egli wichtig denn je. Gerade weil sich diverse Lebensbereiche virtualisiert haben, schätzen viele Menschen reale Treffpunkte. Nur tragen die Leute an diese Orte ebene Ansprüche heran, die das Internet so umstandslos befriedigt: Leicht zugänglich und möglichst lange und an allen Tagen offen müsste eine Bücherei aus dieser Warte sein, individualisierte Beratung und perfekte Technik sollte sie bieten. Diese Annehmlichkeiten belasten die Bibliothekskasse, und weil der Basler Betrieb einen Teil seines Budgets selber erwirtschaften muss, ist er auf genügend Kunden angewiesen, die Geld für ein Bibliotheksabo bezahlen.

Die Ware Buch wird hier effektiv präsentiert. Die Regale sind tief gehalten, damit die Besucher das ganze Angebot überblicken, viele Bücher kehren den Kunden nicht in Gestellen den Rücken zu, sondern liegen auf Zeigetischen, die nach Bedarf verschoben werden. Und einige drehen sogar ganze Runden durch den Laden: Im Eingangsbereich zirkulieren auf einem Förderband die frisch zurückgegebenen Stücke. Unzählige Leichen kommen auf dieser sogenannten

Sushi-Bar vorbei. «Geistersee», «Mörderzeichen», «Das dunkle Haus», Krimis en masse, um den akuten Lesehunger zu stillen: «Diese Etage haben wir nach dem Coop-Prontoshop-Konzept gestaltet, die Leute sollen rasch das Wichtigste bekommen», erklärt Egli. Neben Bestsellern sind Kinderbücher gefragt, aber auch Ratgeber laufen hervorragend und die Geschäfte insgesamt erfreulich: Seit dem Umbau der Stadtbibliothek kommen mehr Leute, und sie leihen auch mehr Bücher aus – nur der Zolli, der Basler Zoo, zählt mehr Besucher.

Ob diese Entwicklung repräsentativ ist, ist schwer zu sagen. Man weiss noch nicht einmal, wie viele öffentliche Bibliotheken es gibt im Land – die Schätzungen bewegen sich zwischen 600 und 1000. Daten, die das Bundesamt für Statistik bei 82 öffentlichen Bibliotheken in Städten erhoben hat, weisen für den Zeitraum zwischen 2007 und 2015 auf einen leichten Anstieg an Ausleihen, aber einen merklichen Rückgang an aktiven Benutzern hin. In anderen Ländern sind viele Bibliotheken geschlossen worden. In England gingen innert fünf Jahren 343 Einrichtungen ein; Holland und Dänemark, beides bibliothekarische Vorzeignationen, haben eine Konzentration von vielen kleinen auf wenige grössere Angebote erlebt, in Deutschland beklagt der Berufsverband ein «Bibliothekssterben» und schaltet auf seiner Website Traueranzeigen für geschlossene Büchereien, rund 350 waren es seit 2004. Der Grund für die Schrumpfung war immer das Geld. Gemeinden, die sparen müssen, halten Bibliotheken oft für entbehrlich

In der Schweiz ist das noch anders: Ist hier von einer Schliessung die Rede, werden sogleich Unterschriften gesammelt, um den Status quo zu erhalten. 44 Prozent der Bevölkerung gaben in einer Bundesbefragung von 2014 an, Bibliotheken zu besuchen, besonders häufig Leute mit Hochschulabschluss. Nun ist aber gerade diese Bevölkerungsgruppe in den letzten Jahren durch Zuwanderung relativ stark gewachsen – derweil die Bibliotheksnutzung bestenfalls stabil geblieben ist. Wer will, kann in der Konstanz also auch ein Fanal sehen: Seit dem Bildungsboom der 1960er Jahre haben sich öffentliche Bibliotheken immer stärker verbreitet, jetzt scheint das zu Ende zu sein.

«Die Ausleihe ist ein sterbender Schwan», sagt Hermann Romer. In Winterthur, wo er die öffentlichen Bibliotheken leitet, liegt im Schaufenster nicht die Ware Buch. Empfangen wird man in der Stadtbibliothek von einem freundlichen Roboter; mit leise surrender Hand winkt er durchs Glas, den Büchern zum Abschied oder der Technik zum Gruss. Natürlich geht auch in Winterthur Gedrucktes über die Theke, jetzt und in Zukunft. Aber ob es heute ein bisschen mehr oder weniger ist als vor zwei oder zwanzig Jahren, interessiert die Leitung nicht. Sie stellt sich auf eine radikal andere Zukunft ein.

Solange sich das Hirn nicht verändert, wird das E-Book die Bibliotheken kaum gefährden.

Mittelfristig, sind Romer und sein Team überzeugt, wird die Aufgabe der öffentlichen Bibliothek darin bestehen, die digitale Kluft zu schliessen. Dabei würde sie nichts anderes tun, als ihre traditionelle Rolle als Lesehelferin in einem veränderten Umfeld anzupassen: «Wir stehen vor einer völlig neuen Form des Illettrismus, und es ist die Pflicht der Bibliotheken, etwas dagegen zu tun.» Laut Romer wird die Schrift in Zukunft dahinfliegen. Spracherkennung und Bildkommunikation werden das Aneinanderreihen von Buchstaben immer stärker verdrängen. Und damit der Mensch vom «binären Code» der Technologie nicht einfach beherrscht wird, sondern ihn aktiv anwenden kann, muss er sich neu ausbilden. In der Winterthurer Bibliothek sind zu diesem Zweck etliche Kurse – von der Google-Suche bis zur Roboter-Programmierung – im Angebot, und auch ein Trainingsbereich steht bereit: Im «maker space» auf der zweiten Etage können Besucher 3-D-Drucker benutzen, analoge Filme digitalisieren oder Fotos bearbeiten.

In diesem Szenario würde die Bücherei zum «house of knowledge» – und als solches, meint Romer, wäre sie auch dann noch zum Bezug öffentlicher Gelder berechtigt, wenn die Schriftkommunikation in zwanzig bis dreissig Jahren von nur noch marginaler Bedeutung sei. Ob man nebenher noch als angenehme Aufenthaltsstätte gelte, sei für die Finanzierung irrelevant: «Treffen kann man sich auch im Café oder im Sportclub, gesellschaftlich gebraucht wird die Bibliothek als Service public des neuen Wissens.» Büchereien, die diesen Schritt nicht machen, prophezeit er eine düstere Zukunft. Schliessungen würden in Zeiten knapperer Budgets unumgänglich, und selbst wenn sich einige Bibliotheken als Ausleihstationen halten könnten, müssten sie sich eine unangenehme Frage gefallen lassen: «Wenn sich ein Ort ganz von seiner ursprünglichen Funktion als Informations- und Wissensvermittler abkoppelt und nur noch Kinderbücher und Bestseller ausleiht – ist das dann noch eine Bibliothek?»

Manchmal hilft die Etymologie weiter. Dem Namen nach ist die Bibliothek ein Behälter (thēkē) für das Buch (biblīon). Dass in diesem Gehäuse vermehrt auch andere Dinge Platz finden, ist nichts als zeitgemäss. Warum man aber im Kern des Worts kein tragfähiges Fundament mehr für die Stätte sieht, bleibt rätselhaft. Im Freizeitgebrauch ist das Buch nicht nur beliebter als alle Formen elektronischer Lektüren. Es ist auch derjenige Gegenstand, den die Leute in einer öffentlichen Bibliothek in erster Linie anzutreffen wünschen: Gemäss einer Studie des Allensbacher Instituts für Demoskopie aus dem Jahr 2015 erwarten 93 Prozent aller Benutzer von ihrer Bibliothek ein umfangreiches Angebot an Büchern und anderen Medien. 27 Prozent möchten an dem Ort zudem mit Menschen in Kontakt kommen, 18 Prozent mit einem 3-D-Drucker.

## Im Schaufenster der Bibliothek winkt ein Roboter durchs Glas, den Büchern zum Abschied oder der Technik zum Gruss.

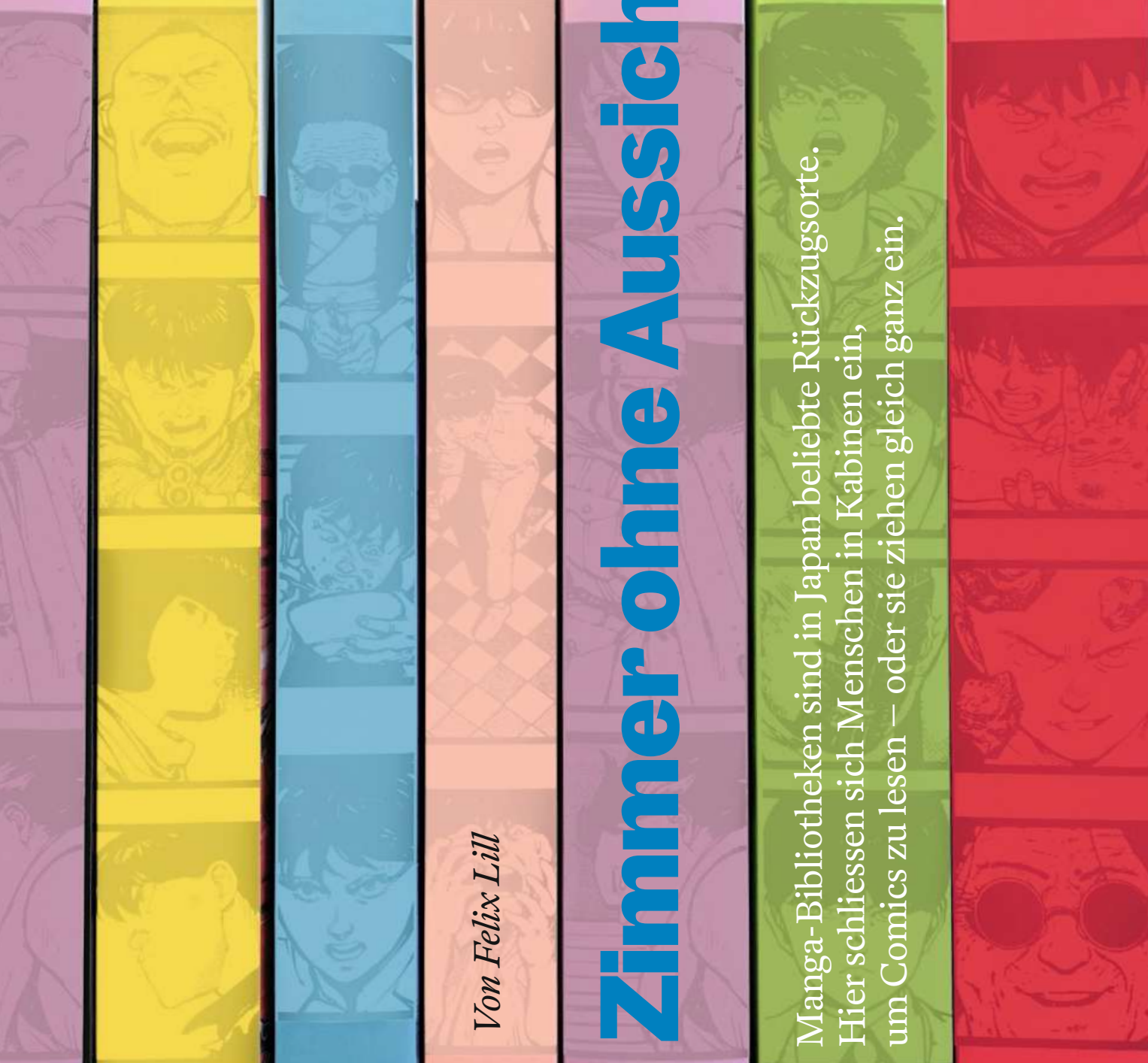
Möglich, dass die Bibliotheken künftig vor einer digitalen Kluft stehen. Der Blick auf ihre heutige Landschaft offenbart aber vor allem eine Spaltung in der Haltung: Wo auf der einen Seite von überlebenswichtigen Paradigmenwechseln die Rede ist, stehen auf der anderen Seite die Kräfte des Beharrens, die aus solchen Zahlen sprechen – oder etwa aus dem Mund von Uwe Jochum. Mit Befremden nimmt der wissenschaftliche Bibliothekar der Universität Konstanz das dramatische Vokabular vieler Branchenkollegen zur Kenntnis. In seinen Augen versprechen sie sich von ihren «trendigen» Massnahmen allem voran einen «Modernisierungsgewinn» – sie hofften, von ihrem verstaubten Image weg- und dafür an die Gelder heranzukommen, welche die Politik seit einiger Zeit für alles «Digitale» bereitstellt.

Aus dieser Optik erscheint das Abrücken vom Buch weniger rätselhaft als gefährlich: «Eine Gesellschaft, die sich von der Schrift verabschiedet, gibt sich selbst auf», sagt Jochum. Die binäre, digitale «Sprache» taugt wohl zur Steuerung von Datenflüssen, nicht aber zur Reflexion über menschliche Vorgänge. «Kultur beruht auf Denken. Ermöglicht und abgebildet wird es von Sprache und in Schrift, bewahrt ist es in einem einzigartig stabilen Medium: dem Buch.» Früher mögen Tontafeln oder Papyrusrollen das Denken befördert haben, und diese antiken Kulturträger kann man heute noch studieren – während schon fürs Lesen von Magnetbändern aus den 1970er Jahren das nötige Gerät fehlt. Gerade dieser drohende historische Tiefenverlust dürfte aber zu einer Renaissance der klassischen Bibliothek führen, so Jochum. Wenn man in fünfzig Jahren merke, dass zu den Gedanken der letzten Jahrzehnte kein Zugang mehr bestehe, werde man auf das Buch als bewährtes und günstiges Speichermedium zurückkommen. Und auch der Ort, an dem es liege, werde wieder gesellschaftliche Relevanz erlangen – «ohne dass er noch Gymnastik-, Batik- oder Programmierkurse anbieten müsste».

---

*Claudia Mäder ist NZZ-Folio-Redaktorin.*

AKIRA AKIRA AKIRA AKIRA AKIRA AKIRA AKIRA



*Von Felix Lill*

# Zimmer ohne Aussicht

Manga-Bibliotheken sind in Japan beliebte Rückzugsorte. Hier schliessen sich Menschen in Kabinen ein, um Comics zu lesen – oder sie ziehen gleich ganz ein.

CARLSEN COMICS CARLSEN COMICS CARLSEN COMICS CARLSEN COMICS CARLSEN COMICS CARLSEN COMICS CARLSEN COMICS

**I**m Grunde führt Hiroshi Satou das Traumleben eines jeden Bücherwurms. Von seinem Schlafzimmer aus blickt er auf Wände voller Comibücher. Schleicht er den Gang entlang zur Toilette, führt sein Weg an raumhohen Bücherregalen vorbei. Hier steht seine Bettlektüre bereit. Wochenlang ist Satou mit der «Evangelion»-Reihe eingeschlafen, einer berühmten Manga-Saga über den Kampf gegen Ausserirdische. Im Moment liest er eine Geschichte über ein heimliches Callgirl, «Delivery Cinderella». Wenn er auch damit durch ist, wendet er sich vielleicht wieder dem Übermenschlichen zu: Gleich um die Ecke vor seiner Tür steht auf Brusthöhe die Reihe «Terra Formars». Der Klappentext klinge lustig, sagt Satou, «es geht um mutierte Kakerlaken».

Hiroshi Satou lebt in einem Manga-Café – in einer jener Comics-Bibliotheken, die in Japan weit verbreitet sind; mehr als tausend gibt es im Land, die meisten davon in Tokyo. Sein Schlafzimmer ist eine der Lesekabinen, in die sich die Kunden mit einem Stapel Mangas zurückziehen.

Millionen Japaner vertreiben sich die Zeit an einem solchen Ort. Die meisten bleiben eine oder zwei Stunden; sie lesen in der Mittagspause oder nach Feierabend in dem Buch weiter, das sie beim letzten Besuch zurück ins Regal gestellt haben. Manchmal mieten sie auch eine der Doppelkabinen, in denen man zu zweit lesen kann.

Bezahlt wird pauschal für die Benutzung der Bücher, für Getränke und die Lesekabine, die man an der Kasse zugewiesen bekommt – die ersten 30 Minuten kosten 100 Yen (gut 80 Rappen), danach geht's aufwärts bis zu 2900 Yen (25 Franken) für Leute, die sich 24 Stunden im Café aufhalten wollen. Mahlzeiten aus der Mikrowelle und Duschen kosten extra.

Es gibt verschiedene Gründe, warum sich solche Bibliotheken ausgerechnet in Japan durchgesetzt

haben. Hier gibt es eine lange Tradition der flächendeckenden Alphabetisierung und der schriftlichen Geschichtsüberlieferung. Japan ist der viertgrösste Buchmarkt der Welt, und drei der sechs auflagenstärksten Zeitungen der Welt erscheinen hier. Kurzum: Das Land ist leseverrückt.

Zudem lebt man in den Grossstädten so dicht beieinander, dass viele Leute das Bedürfnis haben, dem Gedränge für kurze Zeit zu entfliehen – wenn auch nur in eine Kammer, die kaum grösser ist als eine WC-Kabine. Die wahre Flucht findet ohnehin im Kopf statt: Die bis zu 200 Bände umfassenden Manga-Serien sind Filme zum Lesen, mit vielen Bildern und wenig Text. In einer Stunde schafft man problemlos zwei Bände, und die ganze Serie zu kaufen wäre teuer. Um über Mittag dreissig Seiten aus «Krieg und Frieden» zu lesen, würde wohl keiner bezahlen wollen.

Die Manga-Cafés kamen in den nuller Jahren auf, um solche kurzen Fluchten zu ermöglichen. Obwohl sie den Charme von Videotheken aus den 1990er Jahren besitzen und als kalte, funktionale Einrichtungen daher kommen, bestand nie ein Zweifel daran, dass die Cafés grosse Kundschaft finden würden. Und tatsächlich: Männer, Frauen, Alte, Junge, Geschäftsleute, Studentinnen, Lehrer – das ganze lesehungrige Japan strömte von Beginn an in die Manga-Cafés. Bald aber zogen diese Bibliotheken auch unerwartete Gäste an.

Hiroshi Satou ist Verkäufer in einem Minisupermarkt. Vor einem halben Jahr geriet er mit der Miete in Rückstand. Sein Stundenlohn von 8 Franken 50 reichte nicht aus für die 600 Franken, die seine kleine Wohnung am Rand von Tokyo im Monat kostete. Essen, Bahntickets und das Handyabonnement musste er ja auch noch bezahlen. Als er die Wohnung verlor, parkte Satou seinen Besitz bei einem Freund und landete in einem Manga-Café, ein paar Hun-

dert Meter entfernt vom Tokyoter Bahnhof Shinjuku. Seitdem übernachtet der 26jährige auf einem schwarzen Sessel, der fast den ganzen Raum der knapp drei Quadratmeter grossen Lesekabine füllt. Ebenfalls darin steht ein Schreibtisch mit Computer und Fernseher, über den Bildschirmen ist ein kleines Schliessfach angebracht, daneben hängen an einem Haken Kopfhörer. Ohne sie wäre das Husten der Kabinennachbarn, das Rauschen der Klimaanlage unter der Decke und das Radiogedudel, das aus den Lautsprechern tönt, wohl nicht zu überhören.

«Ich bin eigentlich gerne hier», sagt Satou, streift sein schon länger nicht mehr geschnittenes Haar aus dem Gesicht und stützt den Arm auf einem Bücherstapel ab. Wenigstens könne er sich im Manga-Café in Ruhe in die Geschichten vertiefen. Dass Satou ein begeisterter Leser ist und Mangas verschlingt, wissen auch seine Arbeitskollegen. Von seinen Lebensumständen ahnen sie aber nichts. So wie ihm geht es Tausenden in Japan. In den letzten 25 Jahren ist hier eine neue Klasse von Menschen entstanden: Ihr Einkommen reicht nicht aus, um sich so grundlegende Dinge wie eine Wohnung zu leisten.

Für sie wurden die Manga-Cafés zu einer Art Notschlafstelle. Im Jahr 2007 zeigte eine Studie des japanischen Wohlfahrtsministeriums, dass über 5000 Menschen in den Lesekabinen nicht nur ihre Freizeit, sondern auch ihre Nächte verbrachten. Sie haben einen eigenen Namen bekommen: «net cafe nanmin», zu deutsch: Caféflüchtling. Viele dieser Cafébewohner spüren heute die Auswirkungen einer Spekulationsblase, die 1990 platzte und den Arbeitsmarkt grundlegend veränderte. In Japan bieten viele Jobs keinerlei Sicherheit mehr. Sie sind zeitlich befristet und beinhalten weder Sozialversicherung noch Kündigungsschutz. Bei den unter 25jährigen liegt der Anteil der Menschen mit unsiche-

rer Beschäftigung bei fünfzig Prozent. Wie Hiroshi Satou arbeiten diese Leute in Läden, für Cateringfirmen oder auf Baustellen – und nächtigen in Manga-Cafés.

Ob Hiroshi Satou es nochmals raus aus seiner Lesekabine und hinein in eine Wohnung schafft, wagt er nicht vorauszusagen. Um einen Mietvertrag unterschreiben zu können, brauchte er eine Festanstellung. Jeden Morgen klickt er sich deshalb durch die Jobangebote, die auf den Computern des Manga-Cafés auf der Startseite angezeigt werden – man kennt hier die Bedürfnisse der treuesten Kunden. Doch ausser den üblichen Tagelöhnerarbeiten findet Satou nie etwas, und folglich ist er schnell bereit für seinen Arbeitstag im Supermarkt. Hinter dem Sessel holt er eine Sporttasche mit den Kleidern zum Wechseln hervor, öffnet seine Kabinentür und steigt aus den Pantoffeln des Cafés in seine im Gang parkierten Sneakers. Ins zuletzt gelesene Comic knickt er eine Leseplatte, stellt alle Bände sorgfältig zurück ins Regal. An der Kasse gibt er seinen Beleg ab: 1600 Yen – 13 Franken 50 – für acht Stunden in der Nacht. Das ist billiger als jede Wohnung in Tokyo.

Doch wer in Japan zwischen Büchern übernachtet, führt nicht zwingend ein prekäres Leben. Auch Leute mit sicheren Jobs schlafen gelegentlich zwischen Regalen. Ein paar Kilometer von Hiroshi Satous

Manga-Café entfernt öffnete letzten November eine Art Büchereihostel für Yuppies seine Pforten. Offensichtlich hat sich die Herberge mit dem Namen «Book and Bed» von den Manga-Bibliotheken inspirieren lassen. Auch sie ermöglicht das Abtauchen ins Lesen. Im Unterschied zu den Cafés stellt das neue Hotel seinen Gästen aber nicht nur Mangas zur Verfügung, sondern Bücher aller Genres. Und die Leser schlafen nicht auf Sesseln in einer Kabine, sondern in Bettboxen mit hellen Matratzen.

Eine Nacht im «Book and Bed» kostet rund 40 Franken, billig für ein Hotel zwar, aber dreimal so teuer wie ein Manga-Café. Das Konzept, das eine Allianz aus Topdesignern, Buchverlagen und Immobilienunternehmen erdacht und umgesetzt hat, richtet sich an gutverdienende junge Menschen, die auf der Suche nach etwas «Neuem», «Spannenderem» sind, wie sich ein Hotelmitarbeiter ausdrückt. Das Schlafen unter Büchern scheint dieses Bedürfnis zu befriedigen – innert kurzer Zeit wurden Filialen in Fukuoka und Kyoto eröffnet. Für Werbung sorgen die Gäste gleich selbst: Die trendige Klientel liest nicht nur gern, fast lieber zeigt sie sich dabei. Fotos von Aufenthalten im «Book and Bed» fluteten die sozialen Medien; inzwischen ist das kleine 30-Betten-Hostel schon fast so bekannt wie die Manga-Cafés. Mit

dem Besuch in einem Manga-Café prahlt hingegen niemand. Dennoch füllen sich die Einrichtungen Abend für Abend.

Als über Tokyo die Sonne untergegangen ist, kommt Hiroshi Satou aus dem Minisupermarkt zurück in sein Café. Einzig eine Kammer gegenüber der Toilette ist noch frei. Auf dem Weg zu der Kabine, die Sporttasche über der Schulter, erzählt er von einem Manga, das er kürzlich gelesen hat. «Net cafe nanmin otokonoko no kasegikata» hiess es, auf deutsch: «Der Gelderwerb des Caféflüchtlingsjungen.»

«Da verkleidet sich so ein Flüchtling als Frau, schleicht sich in die Kabinen anderer Cafébesucher und beglückt diese gegen ein bisschen Geld», fasst Satou die Handlung zusammen. Dann greift er sich zwei neue Manga-Bände heraus und verabschiedet sich in die lärmige Privatsphäre seiner Kabine.

Wenn sich bei ihm nichts ändere, werde seine Geschichte vielleicht auch so enden, sagt er noch durch den Spalt seiner Kabinentür. Aber welche Rolle würde er denn dabei einnehmen – die des Beglückten oder die des Verkleideten? Hiroshi Satou zögert einen Moment, bevor er zu lachen beginnt. «Ist wohl eine Frage des Geldes», sagt er.

*Felix Lill ist freier Journalist; er lebt in Tokyo.*

ANZEIGE

**Bibliothek**

Die Pädagogische Hochschule Zürich gratuliert  
der ZB Zürich zum 100-jährigen Jubiläum.

PÄDAGOGISCHE  
HOCHSCHULE  
ZÜRICH

PH  
ZH

# Gehören in jede **Bibliothek**



Ernst Baltensperger

**Der Schweizer Franken – Eine Erfolgsgeschichte.**

336 S., Fr. 48.–\* / € 48.–

ISBN 978-3-03810-156-7

«Diese erste umfassende Geschichte des Frankens ist eine Fundgrube.»

MAJA WYSS, Bilanz

Urs B. Leu

**Conrad Gessner (1516–1565)**

464 S., Fr. 48.–\* / € 48.–

ISBN 978-3-03810-153-6

Biografie des Schweizer Universalgenies.

Peter Knoepfel et al. (Hrsg.)

**Handbuch der Schweizer Politik**

952 S., Fr. 88.–\* / € 88.–

ISBN 978-3-03823-866-9

«Die Bibel der Politologen» – 46 Autoren erörtern die Politikgestaltung der Schweiz.

Fritz Staudacher

**Jost Bürgi, Kepler und der Kaiser**

312 S., Fr. 58.–\* / € 58.–

ISBN 978-3-03810-138-3

Mit Kopernikus, Galilei und Kepler ist der Toggenburger einer der grossen europäischen Gelehrten.

Urs Bitterli

**Licht und Schatten über Europa 1900–1945**

352 S., Fr. 48.–\* / € 48.–

ISBN 978-3-03810-151-2

«Eine politische Bildungserfahrung erster Güte.» REINHARD MEIER, Journal 21

Bettina Hahnloser

**Revolution beim schwarzen Kaffee**

332 S., Fr. 45.–\* / € 45.–

ISBN 978-3-03823-905-5

Das Buch erinnert an eine Zeit, als der Ankauf von «gewagten» Bildern noch die Gemüter in Wallungen versetzte.

Paul Widmer

**Diplomatie – Ein Handbuch**

496 S., Fr. 58.–\* / € 58.–

ISBN 978-3-03823-881-2

Erstmals wird die Praxis der Diplomatie im deutschen Sprachraum umfassend dargestellt.



Von Peter Haffner



# Unendliche Geschichten

Genies, Gestrandete und Gescheiterte:  
Die Vagabunden der Bücherwelt.

LE CORBUSIER  
LE GRAND

Es gibt Orte, die man nur aufsucht, um sie zu verlassen. Wie etwa Bahnhöfe, Flughäfen und Bibliotheken. Man nimmt einen Zug, steigt in ein Flugzeug oder vertieft sich in Bücher, die einen in andere Welten entführen.

Wer stillsitzt, kommt am weitesten. In Gedanken zu reisen statt in einem Gefährt endet an keinen Grenzen, wo man Pass und Visum braucht oder strandet, weil das Land unter Wasser steht.

Wenn ich an Bibliotheken denke, kommt mir immer Immanuela in den Sinn. Sie sass im alten Lesesaal der Zürcher Zentralbibliothek, wo schon Lenin gesessen hatte, jeden Tag, drei Jahre lang. Sie war um die zwanzig und las Kant, die «Kritik der praktischen Vernunft», drei Jahre lang nichts anderes als das zweite Hauptwerk des Philosophen, und mit ihrem langen Rock, den Wollstrümpfen und den robusten Schuhen schien sie die Verkörperung der reinen Vernunft selbst; ein Wesen, das aus einem vergangenen Jahrhundert verstossen worden war und sich mittels Lektüre wieder dorthin zurückbegab. Wenn sie ihre Brille ablegte, was selten geschah, wirkte sie hilflos wie ein Kind, das sich im Warenhaus verirrt hat und ausgerufen wird. Ich beabsichtigte, sie anzusprechen, und liess es bleiben, weniger aus Schüchternheit als aus Scheu, ein Geheimnis zu lüften, das damit seinen Zauber verlieren würde. Für mich hiess sie Immanuela, und es würde mich nicht wundern, wäre sie wieder zurück im Jahrhundert von Immanuel Kant und mit ihm, dem eingefleischten Junggesellen, glücklich verheiratet.

Bibliotheken, auch hierin Bahnhöfen gleich, sind eine Heimat auf Zeit für Unbehauste. Ob Geistesgrößen oder Gescheiterte, wer aus der Gesellschaft gefallen ist, sucht gern Orte auf, wo er in Gesellschaft allein sein kann. Heutzutage, wo eine Studentenschaft mit scharfem Scheitel, makellosem Make-up und dicken Schinken von juristischen Lehrbüchern sich fit macht für den Kampf ums Dasein, sind solche Existenzen weniger häufig anzutreffen; seltsame Käuze und Eigenbrötlerinnen, die etwas streng riechen, weil ihr Flacon mit dem Hugo Boss oder Chanel N° 5 wieder einmal leer ist.

Einstein war einer dieser Sonderlinge, die ich in der Pestalozzibibliothek in der Zürcher Altstadt immer wieder antraf. Ein wirrer Schopf von weissem Haar, die Denkerstirn zerfurcht, sass er jeweils über eine der ausliegenden Zeitungen gebeugt und füllte, eine Reihe farbiger Stifte griffbereit, die weissen Ränder mit Formeln wie  $E = m \cdot c^2 \times \sqrt{\text{zahn}}$ , denen drei oder mehr Ausrufezeichen folgten. Jeden Gedankenschritt rang er sich ab, stöhnte, schwitzte und fuhr sich durch die Haare, zusammengekauert und unansprechbar, und selbst die gestrenge Bibliotheksaufsicht, eine hagere Mittfünfzigerin mit der Toleranz eines Tyrannosaurus, liess ihn gewähren.

Fräulein Habicht, wie Insider sie nannten, musste gewusst haben, weshalb. Wenn Physiker von Räumen

mit x-beliebigen Dimensionen reden und die «spukhafte Fernwirkung» von Teilchen erörtern, die über beliebige Distanzen «telepathisch» miteinander in Verbindung stehen sollen, hat man wenig Grund zu zweifeln, dass das Gedankengebäude des Pestalozzi-Einstein in sich bestimmt so schlüssig war wie die Hirngespinnste der Koryphäen der Kosmologie.

Heute haben öffentliche Bibliotheken verschiedene Strategien, verkannte Genies und bekannte Gewohnheitstrinker fernzuhalten. Die einfachste ist, das Entree so unattraktiv wie möglich zu machen. Wo es weder zu essen noch zu trinken und keine Gelegenheit zum Sitzen gibt, fühlt sich selbst nicht wohl, wer gewohnt ist, unter freiem Himmel zu nächtigen.

Eine der modernsten Bibliotheken Europas, das Jakob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin, macht es jedoch nicht so. Der Schweizer Architekt Max Dudler hat den Eingangsbereich mit einem Café, Tischen, Stühlen und Sitzgelegenheiten so gastfreundlich gestaltet, dass mancherlei Volk sich da tummelt, welches das Heiligtum nie betritt – den mehrstöckigen Lesesaal, der in seiner schlichten Schönheit seinesgleichen sucht.

Nicht nur die Heerscharen von Studentinnen und Studenten, auch die zahlreichen Obdachlosen, Flüchtlinge und Asylsuchenden in Deutschlands Hauptstadt wissen die Universitätsbibliothek zu schätzen. Pünktlich zur Türöffnung um acht kommen jene, die unter der nahen S-Bahn-Brücke geschlafen haben, um sich in den Toiletten zu waschen und im Winter zu wärmen. Das Aufsichtspersonal hält ein Auge auf sie, greift aber nur ein, wenn Betrunkene weiterzechen wollen oder herumkrakeelen.

Und doch wäre es voreilig, solchen Gästen, die in eine Bibliothek zu passen scheinen wie der Priester ins Bordell, alles geistige Interesse abzusprechen. Ich sehe sie heute noch vor mir, die beiden in die Jahre gekommenen Männer, die Arm in Arm den Lesesaal der Zürcher Pestalozzibibliothek im Niederdorf betreten, schlingernd und schwankend die Aufsichtskanzel von Fräulein Habicht ansteuerten, sich vor ihr aufpflanzten, sie beherzt ins Auge fassten und mit schon schwerer Zunge fragten, einander ablösend wie ein eingespieltes Duo:

«Hahn Sie...»

«...Kchönig Alkhohool...»

«...von Tschäck Londn?»

Klösterliche Stille senkte sich über den Saal. Fräulein Habicht musterte die beiden und antwortete, ohne irgendwo nachzusehen, mit der Würde einer Äbtissin:

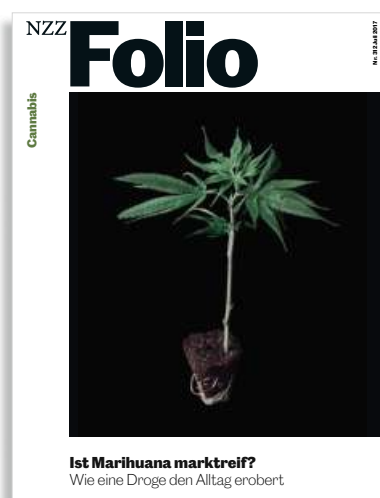
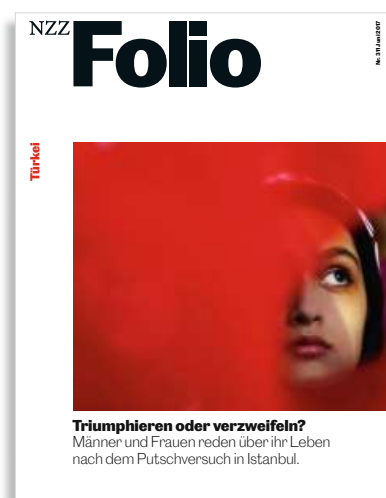
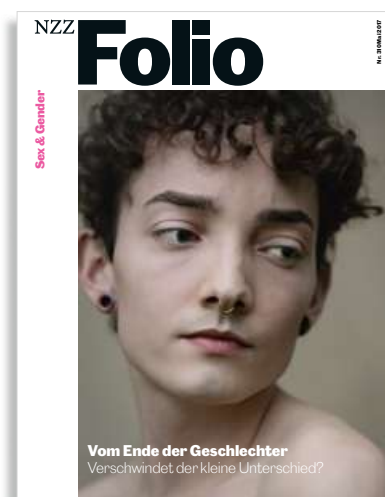
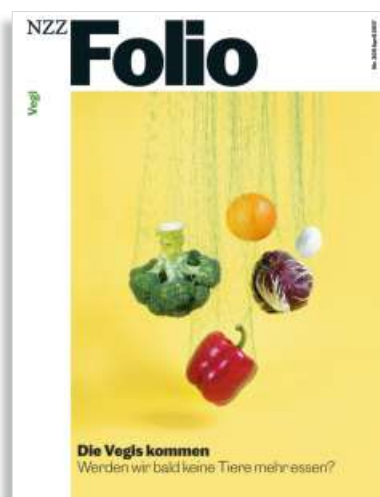
«Bedaure, dieses Buch ist gerade ausgeliehen.»

---

*Peter Haffner ist freier Journalist; er lebt in Zürich.*



„KEINE SORGE, MEIN LIEBER ADSON, ICH HAB ALLES  
AUF CD-ROM!“



**Jetzt entdecken!**

Im Probeabo lesen:  
[nzz.ch/folio15](http://nzz.ch/folio15)

Einzelausgabe bestellen:  
[folio.nzz.ch/heftbestellung](http://folio.nzz.ch/heftbestellung)

Nur solange Vorrat reicht

**Das «NZZ Folio» geht Themen auf den Grund**



## DIE OYSTER PERPETUAL

Die moderne Weiterentwicklung der ersten,  
1926 präsentierten Oyster ist ein markantes Symbol für universelle Eleganz.  
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL 39

---

# BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63  
[beyer-ch.com](http://beyer-ch.com)